

Hans von Barnekow
Was ich
in Amerika fand

UC-NRLF



⌘B 41 339

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Was ich in Amerika fand

Nach zwanzigjährigem Aufenthalt

von

Freiherr Hans von Barnekow

Zweite Auflage

Berlin 1911

Verlag von Karl Siegmund
Königlich Sächsischer Hofbuchhändler

E168
B2

Copyright 1911, by Karl Siegismund, Berlin.

TO THE
AMERICAN

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung	1
1. Kapitel	5
„Um die Ecke gegangen“. — Ausgewandert, gefallen, verschollen. — Moral hüben und drüben. — Großherzigkeit gegen Verstraft. — Bessere Aussichten auf Rehabilitierung. — Verkehrte Sympathien mit Verbrechern. — Zunahme der Verbrechen. — Unzuverlässigkeit der Rechtspflege. — Das Lynchgericht. — Urteile bekannter Amerikaner. — Reich und Arm vor Jury und Richter.	
2. Kapitel	20
Einwanderungs- und Bevölkerungsprobleme. — Amerikanische Assimilationskraft. — Deutsche Ansiedler in Amerika und anderen Ländern. — Der deutsche Offizier als Immigrant einst und jetzt. — Gänzliche Verschiebung der Gesamteinwanderung. — Eine Gefahr für die Union? — „Amerikanisiert Eure Eltern.“ — Importierte Verbrechermethoden. — Stagnation in der Yankee-Bevölkerung. — Roosevelts Mahnung.	
3. Kapitel	46
Die amerikanische Presse. — Ihre Stellung und Macht. — Vortrefflicher Nachrichtendienst. — Mangelnde Gediegenheit und Zuverlässigkeit. — Viel lokaler Klatsch. — Gesellschaftsberichte. — Anstrengender Dienst für Redakteur und Reporter. — Die Zeitung in der Wahlkampagne. — Der news-boy. — Das Geschäftliche in erster Reihe. — Große Unterschiede im Wesen der Presse. — Presse-Beleidigungen und ihre Sühne. — Die deutsche Presse in Amerika. — Der deutsche Offizier als Redakteur und Reporter. — Zukunft und berechnete Hoffnungen der Presse.	
4. Kapitel	57
Armee und Marine der Vereinigten Staaten. — Das japanische Gespenst. — Geringere Selbsteinschätzung. — Die großen Militärforderungen. — Starke Opposition gegen dieselben. — Schwarzseher. — Die Stärke des Heeres und der Flotte. — Der innere Dienst. — Keine großen Manöver. — Das Offizierkorps. — Protektion. — Spanisch-amerikanische Kriegserinnerungen. — Mängel und Schäden. — Die amerikanische Kriegsgeschichte. — Die Vereinigten Staaten ein gewaltiger Gegner.	
5. Kapitel	69
Die amerikanische Landwirtschaft. — Von Deutschen mit Erfolg betrieben. — Gute Aussichten für den Ansiedler. — Deutscher Landbesitz in allen Teilen der Union. — Die Stellung des Farmers	

und Landarbeiters. — Gute Löhne. — Landspekulation. — Leichter Landerwerb. — Große Landeröffnungen. — Die Nennen um die „Claims“. — Kanadas Konkurrenz. — Amerikanische Ackerbauprodukte. — Tatsachen und Ziffern. — Bodenschätze. — Das amerikanische Forstwesen.

- 6. Kapitel** 81
 Die Pferdezucht in den Vereinigten Staaten. — Ihre Geschichte und Entwicklung. — Das amerikanische Pferd im Kriege. — Die verschiedenen Schläge. — Zug- und Reitpferde. — Das Armeepferd. — Die Pferdezucht als Beruf. — Pferderennen. — Horse shows und Zirkus. — Beispiele. — Hohe Behandlung. — Die Kavallerie in der Zukunft. — Das amerikanische das frommste Pferd der Welt. — Gute Ausichten für den Züchter.
- 7. Kapitel** 99
 Die Weltausstellung in St. Louis. — Ihre Anziehungskraft. — Enttäuschungen. — Die offizielle deutsche Vertretung. — Das deutsche Haus. — Presse. — Vertreterinnen. — Die Wächter der öffentlichen Ordnung. — Unkenntnis der englischen Sprache. — Absperungen. — Her Highness Princess Alice. — Die Ruinen der Worlds Fair. — Deutsche Erinnerungen.
- 8. Kapitel** 110
 Der Arbeitslose in Amerika. — Wie man im Notfalle Arbeit findet. — Die schlimmsten Situationen. — Beschäftigungen für jedermann. — Anfassen, nicht lange sackeln. — Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. — Klimawechsel. — Train jumping. — Die Lebenshaltung wird billiger. — Erleichterungen für Mittellose. — Die Heilsarmee eine gewaltige Organisation.
- 9. Kapitel** 129
 Allerlei Episoden. — Die Jagd nach reichen Heiraten. — Die amerikanische Frau. — Was nicht alles über sie gesagt wird. — Die Ehe in Amerika. — Die Ehescheidung ein etabliertes Geschäft. — Geringere Rücksichten gegen die Frau. — Exklusivität der oberen Klassen. — Soziale Distanzierung in Kapital und Arbeit. — Zweierlei Adel. — Errichtung sozialer Scheidewände. — Eine undemokratische Demokratie.
- 10. Kapitel** 145
 Die amerikanische Politik. — Korruption und Stimmenkauf. — Der professionelle Politiker. — Bereicherung durch die Politik. — Uncle Sam als Arbeitgeber. — Geschäftsordnung im Kongreß. — Die „Lobby“. — Macht des Senats. — Der Politiker abhängig von der Parteimaschine. — Sturmlaufen gegen Roosevelt. — Dessen schwache Seiten. — Der „Strohmann“ Taft. — Roosevelt der populärste Mann in Amerika. — Die Vereinigten Staaten, das beste Land für den Ansiedler.

Einleitung.

Was ich in Amerika fand in zwanzig Jahren? Einen gewaltigen Widerspruch und ein großes Fragezeichen. Die äußersten Extreme. Neben hellstem Licht dunkelsten Schatten, Menschen und Teufel. Von allem unendlich viel.

Ich hätte mein Buch einen amerikanischen Potpourri nennen können. Denn ich habe das Gesamtleben in dem großen transatlantischen Freistaate in allen seinen Teilen, Begriffen und Regungen dem Leser zu unterbreiten gesucht. Daneben sind Statistik und einzelne Episoden, Vergleiche und Beispiele zu ihrem Rechte gekommen. Indessen, das Kind muß einen Namen haben.

In erster Reihe, und das ist der Hauptzweck meiner Arbeit, habe ich es unternommen, die Mittel und Wege anzugeben, die in der Regel den Einwanderer zum Ziele, zur Gründung einer Existenz führen, ohne zu behaupten, ein Patent zur Gewinnung großer Vermögen zu besitzen. Die gebildeten Zuzügler, den Offizier in erster Reihe, habe ich besonders berücksichtigt. Um einen wirksamen Wegweiser geben zu können, habe ich Verhältnisse und Zustände in den Vereinigten Staaten geschildert, wie sie wirklich sind, keine graue Theorie, wie viele der jüngsten Amerika

behandelnden Werke. Die nackte, ungeschminkte Wahrheit, das tägliche Leben mit seinen „up and downs“, die schlimmsten Situationen, in die der Einwanderer geraten kann mit vielen Beispielen, eine Form, wie sie meines Wissens dem deutschen Publikum noch nicht unterbreitet worden ist. Daß dies nicht geschehen, liegt wesentlich daran, daß diejenigen, die mitten im praktischen Leben stehen, gewissermaßen von der Pike auf dienen müssen, also aus eigener Erfahrung, und nicht aus offiziellen Berichten und zugeschickten Zeitungsausschnitten schöpfen, meist weder Zeit noch Lust, oft auch wohl nicht die Befähigung haben, das Erlebte für die Veröffentlichung niederzuschreiben. Großfinanziers und Gelehrte, die nur zu einem begrenzten, ihrem eigenen Publikum sprechen, treten an ihre Stelle und bringen Auslassungen, die jedes Verständnis des intimen amerikanischen Lebens vermissen lassen.

Das Einwanderungs- und Bevölkerungsproblem, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Immigration, die großen Verschiebungen in den letzten beiden Jahrzehnten habe ich auch mit Bezug auf die organisierte Arbeit und die allgemeine Lebenshaltung des Volkes eingehend geschildert. Der Presse, dieser Weltmacht, den guten und schlechten Gebrauch, den sie von ihrem Einfluß macht, habe ich ein eigenes Kapitel gewidmet. Armee und Marine, mit Hinzuziehung des spanisch-amerikanischen Krieges und der „Japan-Affäre“ sind einer eingehenden Besprechung unterzogen worden. — Das tief erschütterte Vertrauen in die öffentliche Rechtspflege, das wesentlich zu dem oft grausamen Lynchverfahren führt, ist mit Urteilen und Zitaten bekannter amerikanischer Rechtslehrer und Politiker näher beleuchtet worden. — Die amerikanische Landwirtschaft, die Unterlage und das Rückgrat des amerikanischen National-

vermögens, die so sehr vielen Deutschen, auch ehemaligen Offizieren, Wohlstand gebracht hat, und die in hoher Blüte stehende Pferdezucht haben je ein Kapitel erhalten. Die jetzigen, recht trüben Zustände auf dem amerikanischen Turf habe ich gezeichnet. Die Politik, ein gigantisches Geschäft, das eine ganze Klasse von professionellen Politikern, rechte Beutejägern gezeitigt hat und das gesamte amerikanische Volksleben durchtränkt, ist unter die Lupe genommen. Die immer stärker werdende Sucht nach sozialen Distanzierungen, die sich sowohl unter den oberen Zehntausend wie im Arbeiterstande geltend macht, die Heiraten reicher Erbinnen mit dem europäischen Hochadel und ihre Beurteilung in Amerika, habe ich besprochen.

Die Persönlichkeit des früheren Präsidenten Roosevelt, des bedeutendsten und populärsten Amerikaners der Gegenwart, ist mit ihren Eigenheiten gebührend gewürdigt.

Schließlich habe ich einzelne bedeutsame Vorgänge, Episoden und viel Selbsterlebtes eingefügt — als Rosinen in den Teig.

Der Verfasser.

Kapitel 1.

„Um die Ecke gegangen.“ — Ausgewandert, gefallen, verschollen. — Moral hüben und drüben. — Großherzigkeit gegen Bestrafte. — Bessere Aussichten auf Rehabilitierung. — Verkehrte Sympathie mit Verbrechern. — Zunahme der Verbrechen. — Unzuverlässigkeit der Rechtspflege. — Das Lynchgericht. — Urteile bekannter Amerikaner. — Reich und Arm vor Jury und Richter.

„Um die Ecke gegangen.“ Mit dieser Bezeichnung pflegte man früher, hin und wieder auch wohl noch heute deutsche, meist preussische Offiziere zu belegen, die aus irgendeinem Grunde, vielfach finanzieller Bedrückungen wegen, in der Regel nicht freiwillig, ihren schönen Beruf aufgegeben hatten, um unter anderen Breiten sich eine Existenz zu gründen. Die bewußte Ecke führte gewöhnlich nach den Vereinigten Staaten von Amerika, die von jeher, und mit Recht, als dasjenige Land angesehen wurden, wo zwar nicht Milch und Honig fließt, das aber unter allen Gebieten der Welt dem Ansiedler bei weitem die besten Chancen für ein Vorwärtskommen bietet.

Auch heute kann Amerika — dieser Name bezeichnet die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, da sie einmal das wahre Amerikanertum verkörpern und dann alle übrigen nord-, mittel- und südamerikanischen Staaten und Länder, wie Mexiko, Brasilien und Kanada eigene Benennungen führen — diese Eigenschaft beanspruchen, denn neben — trotz der Masseneinwanderung aus dem Süden und Südosten Europas — empfindlichem Arbeitermangel, sind noch ungeheure Strecken Landes, etwa zwei Drittel der Union, unerschlossen, warten auf ihre Urbarmachung und rufen nach

mensächlichem Geist und Händen, um sie der Kultur zu erschließen.

Das obige Epithet involvierte in der guten, alten Zeit auch oft ein Verschwinden des Ausgewanderten, von dem nichts mehr gesehen und gehört wurde. Dieser wurde als „verschollen“ betrachtet, eine mehr oder weniger geheimnisvolle, unheimliche Benennung, mit der man junge Kadetten gruselig machte. Beide Bezeichnungen, obgleich derartige überlieferte Begriffe sich in gewissen Kreisen Deutschlands mit Zähigkeit behaupten, haben ihren alten Sinn verloren. Denn ein Mann, der es vorzieht, anstatt Verwandten auf der Tasche zu liegen oder sich auf verwandtschaftlichen Gütern herumzudrücken, im Auslande unter besseren Voraussetzungen, aber auch unter schweren Kämpfen und Entbehrungen sich eine ehrenhafte Existenz aufzubauen, verdient nicht als „um die Erde gegangen“ denunziert zu werden, eine Charakterisierung, die nach „verkommen“ schmeckt. Schließlich werden nur zu oft derartige Benamungen gedankenlos, ohne bösen Willen nachgesprochen.

Da heute die Welt bei vervollkommeneten und sich stetig weiter entwickelnden Verkehrsmitteln keine Distanzen mehr kennt, der weite Arm der Post und Telegraphie in die dunkelsten Teile unseres Planeten hineinleuchtet, so ist auch der Begriff „verschollen“ veraltet. Der unaufhörlich vordringende Kultur Mensch der weißen Rasse findet seine Spur, und ihn selbst tot oder lebendig. „Verschollen“ läßt sich vielleicht heute noch auf Forschungsreisende des Nord- und Südpols anwenden.

Dem Gefallen sein ist in Deutschland ein Mensch leichter ausgesetzt, wie in Amerika, und zwar deshalb, weil dort einem, der einen Fehltritt begeht, nicht entfernt so die Gelegenheit geboten wird, sich zu rehabilitieren, wie in der in dieser Hinsicht vorurteilsloseren neuen Welt. Auch hat das Denunzieren, die Lust — ohne eigene Gefahr — den Mitmenschen zu schädigen, ein Ueberbleibsel alten deutschen Sakaienwesens, das neuerdings im Reiche wieder

üppig ins Kraut schießt, manch' nützliches Glied der Gesellschaft ins Ausland getrieben. Auf amerikanischem Boden wird ein Schmutzfinf diese verächtliche Eigenschaft bald los, weil sie dort als das, was sie ist: Schmutzerei, gebrandmarkt und behandelt wird.

Im Deutschen Reiche ist ein den oberen Schichten der Gesellschaft Angehöriger, auch nur eines leichten moralischen Vergehens gerichtlich Bestrafter gesellschaftlich tot, wird in den meisten Fällen aus der eigenen Familie ausgestoßen und hat verzweifelt geringe Aussicht, sich in den Augen seiner Standesgenossen wieder aufzurichten. Der einmal begangene, aus eigenartigen Umständen vielleicht erklärliche und folglich weniger erschwerende Fehltritt heftet sich wie ein Bleigewicht an seine Fersen — er kann sich dessen nicht mehr entledigen. Das von dem amerikanischen gänzlich verschiedene soziale Leben in Deutschland und die in diesem Lande noch stark ausgeprägte Grenze zwischen Ständen und Berufsclassen, von denen die höher Stehenden, besonders der Adel, ihr Prestige nur durch rücksichtsloses Ausmerzen jedes schwarzen Schafes sich erhalten können, fällt da schwer ins Gewicht. Uebrigens ist in jüngster Zeit, wie so manches andere Standesprinzip, auch diese Gepflogenheit durchlöchert worden.

In Amerika verfährt man anders. Selbst dem aus dem Zuchthause Entlassenen, der wegen schweren Verbrechens dort Aufnahme fand, wird reichlich Gelegenheit, sich wieder aufzurichten. Einmal, weil man ihm nicht mit unüberwindlichem Mißtrauen begegnet, und die, welche vornehmlich dazu in der Lage sind, also die Arbeitgeber jeder Art, ihm erst recht die Hand zur Rehabilitierung bieten — und dann, eine rein örtliche Ursache, die weite Ausdehnung des Landes, die großen dünn bevölkerten Distrikte des Westens und die Abwesenheit jeder Polizeiaufsicht machen es dem Vorbestraften leicht, sich unerkannt niederzulassen.

Ein Beispiel: Der Maschinenarbeiter Fred. Rogers in Chicago ermordete in einem Anfälle von Verzweiflung

Frau und Kinder, wurde zunächst zum Tode und dann zu lebenslänglichem — 99 Jahre — Zuchthaus verurteilt. Auf Grund tadellosen Benehmens wurde er nach einer gewissen, gesetzlich festgesetzten Frist entlassen und der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben. Er ging nach dem weiten Westen, erhielt Arbeit in einem General store — Warenhaus — im Staate Idaho, hielt sich gut, so daß er, was in jenen Gegenden nichts Seltenes, in kurzer Zeit Teilhaber im Geschäfte wurde. Bald war er so geachtet und populär in seinem County, daß er zunächst zu lokalen Aemtern und dann in die Legislative des Staates gewählt wurde. Kein Mensch hatte sich um sein Vorleben, jeder aber um seine Tätigkeit im County gekümmert. Vor seinem Eintritt in die Volksvertretung entdeckte er seinen Wählern seine Vergangenheit. Ein reichsdeutsches, mit vorgeschriebener Moral behaftetes Gemüt würde nun ohne weiteres erwarten, daß sich alles mit Abscheu von ihm abgewandt hätte. Das Gegenteil fand statt, Rogers wurde mit einem Schlage der populärste Mann, und wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre, hätte ihn das Volk — dort unten kehrt man sich nicht an Statuten — in die höchsten Aemter des Staates gewählt. Eine stattliche Anzahl von Fällen, wo Leute nach gesühntem Vergehen erst recht zu nützlichen Gliedern des Gemeinwesens wurden, ließen sich hier anführen.

Die Medaille aber hat ihre Rehrseite, und eine recht rostige. Die Nachsicht, die man in Amerika Verbrechern gegenüber nach verbüßter Strafe übt, der lächerliche und widerliche Kultus, der, hauptsächlich von Frauen, während der Gerichtsverhandlungen mit den schlimmsten Unholden getrieben wird, und schließlich, was hier auch hergehört, die Langmut des großen Publikums in den Großstädten gegen den Arbeitsscheuen, aus dem sich allmählich der Gesehbrecher herauschält, haben böse Zustände gezeitigt. Eine unheimliche Zunahme von Verbrechen, und zwar der brutalsten und teuflischsten ist die Folge.

Die Ausplünderung von Eisenbahnzügen, Postämtern

und Banken ist zu einer stehenden, amerikanischen Einrichtung geworden. Die erstere Spielart war im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an der Tagesordnung, und es verging kaum eine Woche, in der nicht Zugberaubungen von der Presse gemeldet wurden, diese haben nun in den letzten Jahren dem Post-, Bank-, Laden-, Wohnungs- und Straßenraub Platz gemacht.

Für einen mit amerikanischen Verhältnissen nicht Vertrauten muß die Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit, womit die meisten dieser Bahnplünderungen durchgeführt wurden, ein schwer zu lösendes Rätsel sein. Auf irgendein Signal stoppt der Lokomotivführer — engineer — sofort; gewöhnlich zwei, auch drei, selten mehr maskierte Banditen springen auf den Zug, dringen in die Wagenabteile und erleichtern die Reisenden ihres Geldes und ihrer Wertsachen. Während einer am Eingang mit dem Revolver den ganzen großen, 48 Sitze umfassenden Raum „covert“, besorgt der andere die Kollekte. Fast niemals wird Widerstand geleistet, was angesichts des entschlossenen und furchtlosen Charakters — as a rule — des Amerikaners in Erstaunen setzen muß. Für diesen ist das aber etwas Selbstverständliches, er kennt die Gefahr und weiß, daß er auf dem Fleck niedergeschossen wird, wenn er Miene macht, sich zur Wehr zu setzen. So gehen auf das hands up alle Hände hoch, und die Passagiere lassen alles ruhig und ohne weitere Erregung über sich ergehen. Die meisten unter ihnen sind zu Geschäftsleute, um sich unnütz über Unabwendbares aufzuregen. Ein Oberst der Bundeskavallerie, den Banditen „unvoreilhaft“ bekannt, wurde bei einem solchen Ueberfalle auf das gemeinste beleidigt, ins Gesicht geschlagen und total ausgeplündert, ohne daß er mit der Wimper gezuckt hätte. Der „Cor'nel“ als Kommandant eines weit westlichen „post“, hatte manche Räuberrotte aufgehoben; daher die doppelte Rache.

Es ist festgestellt, besonders bei den wenigen Zugräubereien im Weltausstellungsjahre 1904, daß, wenn überhaupt Widerstand geleistet wurde, dies meist von aus-

wärtigen Touristen geschah, die sich die ihnen drohende Gefahr nicht vergegenwärtigten. Gelingt es einem Passagier, sein Schießeißen auf einen der Banditen abzufeuern und diesen zur Strecke zu bringen — eine Rarität, denn bei der leisesten Bewegung hat er eine Kugel im Balg —, so ist es um die Attentäter schlecht bestellt, das compartiment kann nicht mehr „gedeckt“ werden, der Zauber ist gebrochen, und ein zweiter und dritter Schuß fällt. In solchen höchst seltenen Fällen verlassen, wenn sie dazu Zeit haben, die Räuber feuernd den Zug. Nach glücklich erfolgter Ausplünderung aber, und das ist die Regel, erhält der engineer bestimmte Orders betreffs längerem Haltens oder langsamen Fahrens, denen prompt Folge geleistet wird. Die Geldkisten — safes — der Bundespost sind ein recht begehrtes Objekt der Banditen, welche die Beamten zwingen, dieselben zu öffnen oder bei der Sprengung behilflich zu sein; auch hier wird als Regel blind gehorcht.

Der Umstand, daß beinahe stets auf die unmöglichsten Signale hin der Zug zum Stehen gebracht wurde, die Bereitwilligkeit des Zugpersonals und der Post- und Expressbeamten, den Banditen zur Hand zu gehen und ihnen ihr sauberes Handwerk zu erleichtern, hat den Verdacht rege gemacht, daß erstere mit diesen unter einer Decke stecken und an der Beute teilnehmen. Daß dieser Verdacht nicht unbegründet war, erhellt daraus, daß die Zugüberfälle erst langsam und dann fast gänzlich aufhörten, als dem Zug- und Postpersonal scharf auf die Finger gesehen und mit zweifelhaften Elementen unnachsichtig aufgeräumt wurde.

Die Zugräubereien haben den Einbrüchen und Straßenanfällen weichen müssen, die jetzt in „Uncle Sams domain“ in Blüte stehen. So hatte z. B. im Winter 1907/08 in Chicago das Räuberunwesen einen solchen Umfang angenommen, daß die Polizei der Lage nicht gewachsen war, sich Bürgerkomitees bildeten, um auf eigene Faust dem unerträglichen Unwesen zu steuern. Auch in St. Louis und

im ganzen Staate Missouri wurde bald nach der Worlds Fair, also zu Zeiten des jetzt glücklich beseitigten Gouverneurs Volk, lustig drauf los geraubt und eingebrochen, und während die Polizei auf Geheiß dieses fanatischen Abstinenzlers zu den schmutzigsten Mitteln griff, um irgend-einen kleinen Wirt am Sonntage beim Verlaufe eines harmlosen Glases Bier abzufassen und möglichst seiner Lizenz, also seiner Existenz zu berauben, wurden Duzende von Bürgern täglich ihrer Habseligkeiten beraubt, ohne daß die „coppers“ Zeit und Lust gehabt hätten, sich um diese „undankbaren“ Fälle zu kümmern. Die Verhaftung eines friedliebenden Bürgers ist eben durchaus gefahrlos, bringt in dem genannten Falle auch einen Extra-Bonus, die Ergreifung eines desperaten Banditen dagegen ein recht riskantes Ding. Ein selbst für die Sicherheitsverhältnisse der heiligen Ludwigsstadt ungewöhnliches Vorkommnis war das Auftreten des „stabbers“, der im Frühsommer 1906 einige Tage lang in den verkehrsreichsten Punkten der Stadt bei hellem, lichten Tage Damen Stichwunden beibrachte, ohne daß er auf frischer Tat gefaßt werden konnte. Erst nach Wochen fing man ihn!

Das Einfangen gefährlicher Verbrecher erfolgt in den Vereinigten Staaten schneller wie in Europa, schon deshalb, weil das Publikum den Kriminalbeamten wirksamer zur Hand geht — indessen fällt da die „Quality“ der beraubten Firma oder Person schwer ins Gewicht.

Die geradezu unglaubliche, in den Großstädten mit den Arbeitscheuen getriebene Nachsicht hat nachgerade im ganzen Lande Zustände geschaffen, die als lästiger Gemein-schaden empfunden werden.

Mit der Errichtung von Gerichtssälen, Bahnhofswartehallen, Freibibliotheken und öffentlichen Parks und Anlagen hat man in den Vereinigten Staaten unbewußt und unbeabsichtigt allgemeine Ablagerungsplätze für Bagabunden und Faulenzer geschaffen. Wer diese Etablissements genau in Augenschein nimmt, wird wahrnehmen, daß in

den Großstädten der Union dort Tausende den fehlenden Schlaf der letzten Nacht nachholen. Die in den Vereinigten Staaten sehr zahlreichen und geräumigen öffentlichen Parks werden Tag und Nacht bei irgendwie erträglicher Witterung von diesen Elementen frequentiert. Wer um Mitternacht den Union- oder Madison-Square in New York, den Jackson- oder Lincoln-Park in Chicago durchwandelt, der wird einen nicht geringen Teil der Bänke von Schlafenden okkupiert sehen. Ab und zu veranstaltet die Polizei einen allgemeinen Märm, und mit dem üblichen „get up“ oder „take a walk“ und entsprechender Nachhilfe des Knüppels werden die menschlichen Massen unsanft aus dem Schlafe gerüttelt und aus den Anlagen gejagt. Der Fremde, der dieses Schauspiel in einer gewissen Entfernung mit ansieht, dürfte versucht sein, an die Reveille ganzer Bataillone im Felde zu denken. Man sollte nun glauben, daß das Verhältnis der besetzten zu den nicht okkupierten Bänken der Beschaffenheit des Arbeitsmarktes entsprechen müßte. Dem ist indessen nicht so; denn selbst in günstigen, wirtschaftlichen Zeiten wie jetzt, wo jeder, der will, leicht lohnende Arbeit finden kann, sind die amerikanischen Großstädte, New York natürlich an der Spitze, mit Nichtstuern und Bettlern überfüllt, eine Folge der Langmut und Gleichgültigkeit des Publikums.

Aus diesen Arbeitsscheuen rekrutiert sich naturgemäß ein nicht geringer Teil der Verbrechertwelt.

Von den Städten verpflanzt sich das Vagabundentum auf das Land; im Frühling, Sommer und Herbst überfluten Tramps, Hoboes und Bums die Staaten östlich vom Mississippi. Die obigen Benennungen haben sich mit der Entwicklung des Landstreichertums herausgebildet und bezeichnen der Reihe nach den allmählichen Verfall ihres Trägers. Dieses fahrende Gefindel bedeutet in manchen Gegenden eine fortwährende Bedrohung des Farmers, besonders des isoliert wohnenden, der sich ganz der Lage gemäß entweder durch Mahlzeiten und event. einen Obolus oder durch Bluthunde und Schießeißen der unbequemen

oder gefährlichen Gäste zu entledigen sucht. Da die Tramps und ihre mehr heruntergekommenen Genossen aber noch nicht wie professionelle Verbrecher in Gruppen organisiert sind, auch nicht wie diese über hinreichende Geldmittel verfügen, so begehen sie in der Regel nicht wie jene überlegte und von langer Hand geplante Anschläge, sondern stehlen aufs Geradewohl, wann immer sich eine billige Gelegenheit bietet. Sie werden dann auch viel leichter und häufiger abgefaßt wie die erstere Klasse, in die sie erst nach genügender Erfahrung und Routine eintreten dürfen. Bei der den gesamten amerikanischen Volkskörper durchdringenden Organisationsfucht sollte es nicht wundernehmen, wenn bald auch Tramps-, Hoboes- und Bumb- Unions entstehen.

Die zahlreichen billigen Lodging-Houses — Massenlogierhäuser — schon wegen der großen Anzahl der Unverheirateten eine Notwendigkeit — die zum Preise von 10, 15 und 20 Cents Nachtquartier gewähren, im Winter gut geheizt und in der Regel rein gehalten sind, Bäder, Sitzgelegenheit und Tageszeitungen bieten, sind besonders im Winter ein Treffpunkt der Arbeitsscheuen, die tagsüber das Schlafgeld zusammensuchen. Andererseits sind diese Karawanen eine Wohltat für viele, denn sie bieten sowohl kürzlich zugereisten Beschäftigten, wie unfreiwillig Arbeitslosen eine wohlfeile Unterkunft und bewahren letztere vor der „Straße“. Als Muster eines amerikanischen Massenlogierhauses muß das in der Bleekerstraße in New York gelegene Mills-Hotel bezeichnet werden, wo der Gast für 20 Cents (80 Pfennige) einwandfreie Unterkunft und allen möglichen Komfort findet. Unerwünschte Elemente werden rücksichtslos ferngehalten. Für Langschläfer im reichsdeutschen Sinne ist Mills-Hotel indessen kein Feld, denn um 9 Uhr morgens muß jeder Gast sein Zimmer verlassen, das erst nachmittags 5 Uhr wieder bezogen werden kann. Für manchen Deutschen vielleicht „ungemütlich“, aber praktisch und unumgänglich notwendig, da sonst das 1800 Zimmer umfassende, beinahe stets voll

befetzte Riesenetablissement nicht der täglichen, gründlichen Reinigung unterzogen werden könnte.

Im Deutschen Reiche brauchen die, viel mehr durch den Massenimport polnischer und italienischer Arbeiter, als durch ungünstige Zeiten und Unwilligkeit beschäftigungslos gewordenen Deutschen nicht auf Bänken in öffentlichen Anlagen zu übernachten. Städtische und private Asyls für Obdachlose geben ihnen Unterkunft, wenn auch — speziell in dem großen, städtischen Obdach in Berlin — ein wiederholter Aufenthalt unter Umständen mit leichter Beschäftigung im Arbeitshause verknüpft ist.

Wie sieht es in dieser Hinsicht nun in Amerika aus? In dem ganzen riesigen Gebiete der Union existiert nicht ein einziges, freies, öffentliches Etablissement für Obdachlose. Das entspricht ganz und gar dem alten, amerikanischen Worte: Hilf dir selbst, ein Prinzip, dessen Nichtausführung, wie wir oben gesehen haben, dem Faulenzer und Bettler von seiten des Publikums ungemein erleichtert wird.

Als ein überaus dürftiger Ersatz könnten nur einige Polizeistationen in den größten Städten der Union angesprochen werden. Aber wie wird dort mit dem Notleidenden verfahren? Auch für diesen finden sich „unbegrenzte Möglichkeiten“.

In New York mit seinen durch die dort hängen gebliebene Masseneinwanderung bewirkten zahllosen Arbeits- und Obdachlosen befindet sich nur ein räumlich äußerst beschränktes: Police asyle. Die Polizeistation an der 1. Avenue und 23. Straße nimmt Leute auf, die um Unterkunft nachsuchen Abends und morgens gibt es einen großen Pott Kaffee mit Weißbrot und ein reinliches Bett. Dieses einzige Obdach in der vier Millionenstadt besitzt 70—80 Betten. Aber welchen Konsequenzen setzt sich der shelterless aus? Als erster Akt wird ihm, und wenn er noch so anständig aussieht, seine ganze Bekleidung „ausgedampft“, so daß sich das Brandmal des Obdachlosen in zahllosen Kniffen und Rimpeln seines Anzuges kundtut.

Am Morgen muß er einige Stunden arbeiten, die Säle reinigen helfen und Betten machen. Das schlimmste aber kommt noch: Ohne jede Verwarnung, schon das erstemal, kann der Aufgenommene auf sechs Wochen nach Blackwells Island im East river verschickt werden, dessen Inzassen härter behandelt werden und schwerer arbeiten müssen, wie die in irgendeinem Zuchthause des Deutschen Reiches. Und diese schwere Buße als Entgelt für acht Stunden freien Schlaf gänzlich unschuldig auf Grund der Verhältnisse in Not Geratener. Sie — die städtischen Behörden und die Polizei — wollen dem eben Gelandeten jedes Betteln, „das sich auf andere Verlassen“ gleich gründlich abgewöhnen. Hier tritt ein merkwürdiger Widerspruch im amerikanischen Leben in diese Erscheinung. Das Publikum tut durch Nachsicht und Gleichgültigkeit alles, den Faulenzer und Bettler zu züchten, die Behörden lassen kein Mittel unversucht, die Sucht zum Betteln im Keime zu ersticken. In anderen amerikanischen Großstädten, in Chicago, Philadelphia, St. Louis haben einige Polizeistationen auch Haftzwang, d. h. freie Unterkunft in Zellen auf hölzernen Bänken, aber ohne Blackwells Island in Sicht.

Noch in manch anderer Richtung hat die unerklärliche Langmut des amerikanischen Volkes Gesetzverletzern gegenüber schlimme Wirkungen gehabt. Die Sucht, dem Übertreter, insonderheit wenn er weiblichen Geschlechts ist, jede denkbare Erklärung und Entschuldigung mildernd zuzugute kommen zu lassen, hat selbst auf sozial bevorzugte Kreise ungünstig gewirkt. Ladendiebstähle — shoplifting — bei denen es sich in der Regel um namhafte Werte — Juwelen bevorzugt — handelt, sind zu einer Art „style“ geworden, die für die wohlhabenden Diebinnen fast nie schlimme Folgen nach sich zieht. Mit dem Schlagworte: „Kleptomanie“ wird jeder Versuch einer strafrechtlichen Verfolgung im Keime erstickt.

Gelegentlich des Auftretens des oben genannten „stabbers“ in St. Louis war man — „man“ sind die in solchen Fällen unentwegt auftretenden Experts — (Sach-

verständige) — mit der Behauptung bei der Hand, daß hier zweifellos Sadismus, also eine Mixtur sexueller Uebertriebe und unnatürlicher Lust an Grausamkeiten gegen Frauen vorliege.

Angeichts dieser Art, dem überführten oder schwer belasteten Angeklagten ein unberechtigtes Maß von Milde- und Erklärungsgründen zu gewähren, also wenn irgend möglich straffrei ausgehen zu lassen, müßte es überraschen, daß andererseits das amerikanische Volk die Rechtspflege den Behörden häufig entzieht und in die eigene Hand nimmt, wie das die nicht geringer werdenden Lynchgerichte erhellen. Das ist scheinbar ein krasser Widerspruch — und doch nicht so, wenn man genauer nachsieht. Denn einmal richtet sich die Lynchjustiz fast ausschließlich gegen Farbige und dann mit verschwindenden Ausnahmen gegen zwei Verbrechen: Schändung von Frauen und Kindern und Mord.

Das Vertrauen in eine gerechte und unparteiische Rechtspflege ist bei einem namhaften Teile der amerikanischen Nation gründlich erschüttert. Zu welchen Schlüssen dieses Rechtswesen, oder besser Unwesen, einen vortrefflichen und scharfblickenden Patrioten, Staatsmann und Gelehrten geführt hat, möge folgende Auslassung des früheren Botschafters in Berlin, Andrew White, dartun, der die Berechtigung der Lynchgerichte offen ausspricht: „Mehr verübte Morde werden in unserem Lande durch das Lynchsystem wie durch das übliche Gerichtsverfahren bestraft. Wenn wir erwägen, daß von je 46 in den Vereinigten Staaten verübten Morden nur einer vom Gesetz gefühnt wird, so ist es selbstverständlich, daß vielfach das Volk selbst Justiz übt. Nichts ist unsinniger und lächerlicher, als die Gefühlsduselei, die das Lynch tadelst. Man fühlt sich geneigt, dem berühmten Engländer Goldwin Smith Recht zu geben, der sagt: „In den Vereinigten Staaten gibt es Gemeintwesen, in denen das Lynchverfahren besser wie das Bürgerliche Gesetz ist.“ Nach der Kriminalstatistik vorausgegangener Jahre zu schließen, werden in

diesem Jahre, 1906, gegen 9000 Menschen bei uns durch Mörderhand fallen. Ich habe kein Mitleid mit den Mördern, desto mehr aber mit ihren Opfern und deren Familien.“ Soweit dieser bedeutende Amerikaner. Eine der verbreitetsten deutschen Zeitungen des Zentralwestens, die Westliche Post in St. Louis, fügt hinzu: „Leider hat White nur zu recht mit seiner Behauptung, daß in vielen Teilen unserer Republik das Volk zu seinem Schutze gegen schwere Verbrecher die Justiz selbst in die Hand nimmt, und zwar, weil das Vertrauen zu den Gerichten gründlich erschüttert ist; in keinem Kulturlande der Erde bleiben so viele schwere Kriminalverbrechen ungesühnt, laufen so viele überführte Mörder frei herum, wie bei uns.“ Die Westliche Post lehnt übrigens im Prinzip das Lynchverfahren ab.

Uebrigens ist Herrn Whites Schätzung der im Jahre 1906 von ihm zu erwartenden Morde zu niedrig gegriffen, denn es sind 9718 solcher Verbrechen festgestellt, die sich in den Jahren 1907, 1908 und 1909 auf 9413, 9815 und 9838 beliefen, immerhin eine, wenn auch nicht erschreckende Zunahme.

Betonen will ich hier, daß gerade die Uebelthaten, die den Amerikaner zu rasender Wut und grausamer Rache reizen, die von Negern auf weiße Frauen verübten viehischen Angriffe sind. Der „Negro“ wird da zur wilden Bestie. Man denke sich in die Lage eines vornehmen Mannes aus einem Sklavenstaate, der selbst oder dessen Vater Farbige noch als Eigentümer hielt, und dessen Frau, Tochter oder Schwester von einem Neger vergewaltigt wird. Das treibt ihn zu namenlosem Zorn und zu den grausamsten Todesarten. Die zügellose Lust des Negers auf die Frau der weißen Rasse, die zu meistern er nicht imstande ist und der er viehisch fröhnt, zeigt, daß seine sexuellen Triebe tierischer Art sind. Trotzdem er die furchtbaren Folgen kennt, Verbrennen, Federn und Teeren, wiederholen sich solche Untaten regelmäßig. Gelegentlich verfallen auch wohl weiße Verbrecher, die von Jury und Richter ungehörig geschont

werden, dem „Richter Lynch“. Die seinerzeit in New York stattgehabten Ausbrüche der Volkswut, die Quittung für niedrige, an weißen Kindern verübte Gewalttaten richteten sich nur gegen Weiße. Der Umstand, daß Süditaliener, meist Sizilianer, und aus dem Südosten Europas stammende Einwanderer die Schuldigen waren, erhöhte die Erregung.

Ein sehr wichtiges in Deutschland wenig beachtetes Moment im amerikanischen Justizwesen und einer der Gründe seiner oft merkwürdigen Gestaltung liegt in einem Umstande, der im deutschen Rechtsleben nicht entfernt in dem Maße in Betracht kommt, — in dem Verhältnis zwischen Richter und Anwalt. Der erstere, der durch Volkswahl in sein Amt gelangt, kommt fast ausnahmslos aus dem Advokatenstande und kehrt nach beendeter Amtszeit in denselben zurück. So fungieren in den Gerichten als Richter und Verteidiger heute Männer, die morgen ihre Rollen vertauschen oder gemeinschaftlich als Anwälte einen Prozeß führen. Auf diesem Wege entsteht eine Vertraulichkeit unter ihnen, eine Kenntnis ihrer gegenseitigen intimen Verhältnisse, ihrer schwachen „points“, die auf der einen oder andern Seite zu gewissen Verpflichtungen, unter Umständen zur Abhängigkeit führen kann, Dinge, die einer einwandfreien Rechtsprechung nicht förderlich sind.

Anderere Faktoren noch nehmen den amerikanischen Richtern und Geschworenen die Freiheit, nach bestem Wissen und Gewissen zu entschließen. In dem großen Freistaate, dieser Riesendemokratie, spielen politische und soziale Einflüsse in allen öffentlichen Angelegenheiten eine oft entscheidende Rolle. So ist z. B. ein von Tammany Hall, der irisch-amerikanischen, demokratischen, politischen Maschine in New York gewählter Richter einem Führer dieser Organisation gegenüber total wehrlos und abhängig. Die Wirkung auf die Rechtsprechung kann man sich denken. Im Süden der Union ist der soziale Einfluß besonders mächtig. Nicht selten, so noch bei der Tillman-Gonzales-Mordaffäre, kündigt die Tagespresse dort unverfroren an,

daß „in diesem Falle kein Geschworener wagen wird, den Angeklagten schuldig zu erkennen“. Fast ausnahmslos hat der betreffende Redakteur richtig prophezeit. Auch mit der Unabhängigkeit der Jury dem Richter gegenüber ist es recht schwach bestellt. Die Belehrung der Geschworenen durch den Richter kommt einem Befehle gleich, und ein selbständiger Mann, der frei und unbeeinflusst nach bestem Wissen und Gewissen, aber gegen die Ansicht des Richters entschließt, wird „gemäßregelt“ oder als ungeeignet aus der Jury entfernt. Eine altgewohnte Art der Maßregelung eines unabhängigen Geschworenen ist eine Buße wegen „Mißachtung des Gerichts“. Schwer fällt überall in der Union bei der Behandlung des Angeklagten dessen Persönlichkeit und Besitz in die Waagschale. Unlängst bemerkte der bekannte Kongressmann Bourke-Cokrane darüber folgendes: „So beklagenswert es ist, es eingestehen zu müssen, so muß ich doch sagen, daß es absolut unmöglich ist, den Besitzer von 10 Millionen Dollar in diesem Lande ins Gefängnis zu bringen.“ Diese Worte fielen in Verbindung mit dem vom damaligen Präsidenten Roosevelt energisch betriebenen Rechtsfeldzug gegen die Trustmagnaten, die leider, es sind sämtlich Multi-Millionäre, wohl niemals ihrem Vergehen entsprechend, strafrechtlich zur Verantwortung gezogen werden dürften.

Die gerichtlichen Untersuchungen und Verhandlungen gegen solche Großfinanziers sind in den Vereinigten Staaten nur zu oft eine Farce. Der Amerikaner regt sich über solchen Hohn und Spott auf seines Landes Rechtspflege nicht auf.

Kapitel 2.

Einwanderungs- und Bevölkerungsprobleme. — Amerikanische Assimilationskraft. — Deutsche Ansiedler in Amerika und anderen Ländern. — Der deutsche Offizier als Immigrant einst und jetzt. — Gänzliche Verschiebung der Gesamteinwanderung. — Eine Gefahr für die Union? — „Amerikanisiert Eure Eltern.“ — Importierte Verbrechermethoden. — Stagnation in der Yankee-Bevölkerung. — Roosevelts Mahnung.

Bevor ich nun auf den schon bezeichneten Hauptzweck dieses Buches eingehe, will ich Einwanderungs- und Bevölkerungsfragen beleuchten, die in manchen der jüngst erschienenen Publikationen verkehrt dargestellt, teilweise ganz auf den Kopf gestellt worden sind. Ich will den sich der Neuen Welt Zuwendenden auf Zustände aufmerksam machen, deren Kenntnis für ihn von Wert ist und deren richtige Beurteilung, auch ihrer Konsequenzen, langjährige, persönliche Erfahrung erheischt.

Kein Volk der Welt besitzt die Assimilations-, die Aufnahme- und Einschmelzungskraft der amerikanischen Nation. Wir stehen da gleich vor der Tatsache, daß sich diese Eigenschaft ganz besonders den Vertretern hochzivilisierter Völker, den Deutschen, Briten, Iren, Holländern und Skandinaviern gegenüber geltend macht, während weniger fortgeschrittene Nationen, wie Italiener, Russen, ein Teil der Polen, Ungarn und Tschechen, ferner die jetzt in Strömen aus dem Südosten Europas zuwandernden Stämme, insonderheit Hebräer, diese wie überall am aus-

geprägtesten, sich ihre Nationalität und Eigenart länger bewahren.

Das von deutschen Eltern in Amerika geborene Kind spricht wohl noch Deutsch, in der Regel das grauenhafte, mit englischen Ausdrücken gespickte „dutch“, seine Nachkommen aber in der Regel ganz mangelhaft oder gar nicht. Man hört heute mehr wie je zuvor von Abkömmlingen deutscher Einwanderer sagen: Ich bin Deutsch. Sie weisen mit Stolz auf ihre deutsche Abstammung hin, ihrer ganzen Lebensweise und Auffassung nach aber sind sie Amerikaner. Das gilt im allgemeinen von der städtischen Bevölkerung. Eine Ausnahme machen die zahlreichen deutschen Farmer, die ihre Sprossen ganz deutsch erziehen. In Illinois habe ich halberwachsene Jüngens auf deutschen Farmen „Platt“ sprechen hören. „Englisch lernen sie schnell genug.“ Die in Amerika geborenen Italiener sprechen in der Familie und bei der Arbeit ihre Muttersprache und behalten ihre heimischen Sitten bei. Wenn nun auch weitere Generationen allmählich im Amerikanertum aufgehen dürften, so behalten sie fürs erste doch durch fortwährende Vermischung mit den jetzt in Massen hereinkommenden Landsleuten und vor allem durch die jeden Winter einsetzende zeitweise Rückkehr nach Italien ihren eigenen Typ, und ihre Nachkommen werden sich nur sehr langsam assimilieren.

Dem Durchschnittshankee ist die sofortige Amerikanisierung jedes Zuwanderers so selbstverständlich, daß ihm dieses zähe Festhalten an Sitten und Gebräuchen der Old world ganz spanisch vorkommt; das ist ihm ein „puzzle“. Man sinnt — stark beunruhigt — auf Mittel, die unbedeutsame Erscheinung zu bekämpfen. Ein gut amerikanisches ist die Mahnung der Volksschullehrer an ihre Schüler: „Amerikanisiert eure Eltern“, ein Wink, der so lange keine Wirkung haben wird, als die jungen „Dagos“ selbst noch nicht „amerikanisiert“ sind.

Hier will ich kurz einschalten, daß ich oft von Amerikanern hörte, sie könnten nicht begreifen, daß ein so hochentwickeltes und ausgesprochen national denkendes Kultur-

volk, wie das deutsche mit seinen 65 Millionen nicht imstande sei, die „Handvoll“ Polen ganz und gar zu Deutschen zu machen; sie faßten das auch dann noch nicht, wenn ich ihnen klar machte, daß in den in Betracht kommenden Teilen der preussischen Provinzen Posen, Westpreußen und Schlesien die Polen die älteren, die Ureinwohner sind, noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein eigenes, unabhängiges Reich bildeten und erst durch politische Ereignisse preussische Untertanen wurden.

Man weiß aber in Washington ganz genau, daß in absehbarer Zeit die spanisch sprechenden Bewohner von New Mexiko, dem südwestlichen Texas und Südkalifornien keine „americanos“ werden, und daß aus einem Kubaner oder Philippiner nie ein Yankee wird. Die Verhältnisse in den oben genannten Staaten der Union sind ein getreues Analogon des Status in den polnischen Landesteilen Preußens.

Der Umstand aber, daß ein Deutscher im Gegensatz zu untergeordneten Völkern in Amerika schnell heimisch wird, ist ein Hauptgrund seiner wirtschaftlichen Erfolge, wie sich denn dort sein Einfluß immer mehr geltend macht und eine Einbürgerung deutscher Sitten und Gebräuche vor sich gegangen ist, an die man noch vor 30 Jahren nicht gedacht hätte. Wenn also auch die deutschen Enkel die Sprache ihrer Väter verlieren, so erben sie doch deutsche Anschauungen und Gewohnheiten, die, mit den amerikanischen vermischt, das sogenannte „Deutsch-Amerikanische“ ergeben. Und dann dringt durch deutschen Einfluß der deutsche Schulunterricht in der Union überall siegreich vor, so daß dadurch der sonst erlittene Sprachverlust zum Teil wieder wettgemacht wird. Fast ausnahmslos lassen die höheren Schichten in Amerika ihre Kinder die deutsche Sprache lernen.

Die anderen oben genannten weniger entwickelten Nationen und Rassen, auf fremdes Gebiet verpflanzt, gruppieren sich, wie die Kücken um die Henne, um ihren Führer, den sie alle haben und nicht entbehren können.

Ihre Unselbständigkeit verhindert ein Eindringen und Sichgeltendmachen in der amerikanischen Bevölkerung, sie bleiben Fremde unter Fremden.

Die Einwanderung aus Deutschland zeigt heute ein anderes Gesicht wie vor 30 Jahren. Damals, zur Zeit der Massenauswanderung, kam die Mehrzahl noch in recht ärmlicher Verfassung an, während sie heute fast durchweg gut gekleidet und genügend mit Mitteln versehen ist.

Das gilt auch für den Offizier, der also ausnahmsweise einmal mit der „Volkströmung“ mitgeht. Anfang der siebziger Jahre trat so mancher Ehemalige in dem anheimelnden Räuberzivil, mit klaffenden Lücken in der Börse aus dem Zwischendeck an die Gestade Amerikas, ein Zeichen, daß die französischen fünf Milliarden mit denen, die sie in erster Linie erobern halfen, nicht in Berührung gekommen sind. Heute sind zweite, auch wohl erste Klasse — früher hieß es Kajüte —, tabelloser Anzug und wohlgefüllte Taschen die Regel. Auch ist der ganze Charakter der Luftveränderung ein anderer geworden. Das mehr oder weniger Anrühige, das früher für den Offizier mit dem Begriff Auswanderung — Abschied behufs Auswanderung —, verknüpft war, ist geschwunden. Der Ausdruck Auswandern wird immer seltener gehört, „Man geht nach Amerika“. Ein beträchtlich größerer Teil wie früher kommt jetzt nach den Vereinigten Staaten, um nach einer Reihe von Jahren zurückzukehren. Das bezieht sich in erster Reihe auf solche, die in Deutschland gute Beziehungen haben, also nicht auf die große Masse der Auswanderer, die für sich und ihre Nachkommen in Amerika eine dauernde Heimat gründen wollen.

Mir sind Fälle bekannt, wo junge Herren, die ihren Eltern die Spaulletten zu kostspielig machten, von diesen nach der großen Republik dirigiert wurden, um mit gemachten Erfahrungen und leidlichem Englisch — auf erworbene Reichtümer reflektiert man nicht — nach einer gewissen Zeit zurückzukehren, auch hin und wieder mit der Hoffnung, erneut in die Armee eintreten zu können. Denn

heute läßt sich ja nicht, wie damals, das Wort des großen Preußenkönigs: „Meine Armee ist kein Taubenschlag“, auf das preußische Heer anwenden. Auch mehren sich die Fälle, wo in geregelten Verhältnissen lebende aktive Offiziere ihren Beruf freiwillig aufgeben, um im Auslande lukrative Stellungen anzutreten oder sich selbständig geschäftlich zu betätigen. Auch mit dem alten Vorurteil, daß das Hauptkontingent der Auswanderer aus den schlechtesten Elementen bestehe, ist längst aufgeräumt worden. Fürst Bismarck hat einmal im Reichstage das Gegenteil betont.

Vor drei Jahrzehnten hörte bei einem namhaften Teile der Auswanderer jede Verbindung mit der alten Heimat auf. Auch das ist anders geworden. Infolge stetiger Verringerung in Zeit und Kosten werden Reisen nach dem Deutschen Reiche immer allgemeiner, und es geht heute eine stattliche Anzahl von Personen, viel mehr wie damals, geschäftlich oder zum Vergnügen nach der Union.

Die gewaltige Entwicklung, die Verbilligung und Vereinfachung des Post- und Telegraphenverkehrs hat auch den Brief- und Depeschenwechsel günstig beeinflusst. Auf eingewurzelte Schreibfaulheit und geistige Trägheit, die bei einem nicht geringen Teile der von den Amerikanern als schreibseligstes Volk bezeichneten Deutschen zu finden ist, bleiben allerdings alle Verkehrsfortschritte ohne Wirkung. Diese instinktive Abneigung gegen Feder und Tinte hat schon manchem einen bösen Streich gespielt, und ich kenne einen meiner engeren Landsleute, der diese Eigenschaft mit dem Verluste einer Erbschaft büßen mußte. Noch in anderer Richtung haben die modernen Verkehrserrungenschaften aufklärend Wandel geschaffen. Während noch vor 30 Jahren z. B. der in Europa reisende Yankee im deutschen Volksgemüt als eine Art Nabob herumspukte, ist dieser Nimbus längst gefallen; in den bescheidensten Hotels, Chambregarnies, Wohnungen und möblierten Zimmern unserer Großstädte, sehr viel in Berlin, trifft man Amerikaner.

Uebrigens behauptete kürzlich eine der verbreitetsten Tageszeitungen Chicagos, daß sich seit dem Sommer des Jahres 1888 der amerikanische Personenverkehr in Deutschland verzehnfacht habe.

Rücksichtlich der Erhaltung der Nationalität ist es Tatsache und nur natürlich, daß in anderen überseeischen Ländern, z. B. in Brasilien, Argentinien und Niederländisch-Indien der dort angesiedelte Deutsche nicht allein die deutsche Staatsangehörigkeit, sondern auch Sprache und Sitten sich und seinen Nachkommen länger bewahrt, als Regel für immer. Im ersteren Lande, in den Provinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul, bilden die Deutschen eine Art Staat im Staate und haben durch Errichtung von Kirchen, Schulen und durch Einführung deutscher Verwaltungsmethoden deutsche Gemeinwesen gegründet, ohne sich in die korrupte Politik des Landes zu mischen. Heßversuche, die die amerikanische Zingopresse, in Ermangelung von Tatsachen auf Erfindung beruhend, früher vom Stapel ließ, um ihre Leser mit dem Gespenst der Verletzung der Monroe Doktrin gruselig zu machen, haben keine Wirkung gehabt. So ist man eingeschwenkt, und nur ab und zu aus alter lieber Gewohnheit, druckt ein professionelles Heßblatt aus den New England-Staaten den alten Unrat als „Fühler“ ab.

Niederländisch-Indien, leider auch die dortige Kolonial-Armee, übte früher auf den deutschen Offizier eine starke Anziehungskraft aus. Eine ihrer Wirkungen im guten Sinne war die „Offizierssecke“, ein Gebiet in Deli auf der Ostküste der großen Sundainsel Sumatra, wo in den 80er Jahren, als der Raubbau des berühmten Deli-Deckblattes in voller Blüte stand, eine stattliche Anzahl ehemaliger Kameraden sich als Tabakpflanzer, meist als Administratoren und opziener auf Plantagen — Estates — festgemacht hatte. Alle Waffengattungen waren vertreten, es herrschte ein reger, auf dem Rücken des vortrefflichen Sandelhout-Pony's vermittelter Verkehr, der besonders lebhaft wurde, wenn ein Pflanzler nach Europa

ging und seinen Getränke- und Konserven-Vorrat, seine ökonomische „Bibliothek“ versteigerte.

Nach dieser kurzen Abschweifung, die bei dem Verfasser manch hübsche Erinnerung wachruft, nun zur Einwanderung im besonderen, der ich eine Schilderung der Bevölkerungsverhältnisse, namentlich der jüngsten Verschiebungen, folgen lassen werde.

Die Einwanderung in den großen transatlantischen Freistaat übertraf im Fiskaljahre 1910 alles dagewesene, sie erreichte die Riesensumme von 1 388 417, eine Ziffer, die nur 1907 mit 1 258 819 annähernd erreicht wurde.

Während im Jahre 1882 — es sind immer die Fiskaljahre gemeint — 250 630 Reichsdeutsche die höchste je erreichte Anzahl einer jährlichen Immigration aus dem Reiche repräsentieren, ist diese seitdem stetig gefallen, bis sie in den Jahren 1898 mit 17 111 und 1909 mit selbst nur 11 315 ihren Tiefstand sah, und 1910 die 20 000 nicht ganz erreichte. Hier handelt es sich um eine Erscheinung, die, so erfreulich sie für die Heimat, in Verbindung mit der wachsenden Rückwanderung, eine ungünstige Wirkung auf das Deutschtum in Amerika haben muß. Dieses sich dauernd vermindernde deutsche Element ist nicht etwa durch geringere Aussichten in der neuen Welt, sondern durch bessere wirtschaftliche Verhältnisse im Reiche und anderen Ländern hervorgerufen worden.

Bei dem Zuflusse aus Großbritannien und Irland tritt eine Erscheinung hervor, die ohne weiteres als eine Wirkung der vor einigen Jahren in den dortigen Großstädten herrschenden Hungersnot angesehen werden muß. Denn im Jahre 1904 wanderten 82 805 Bewohner des Inselreichs, unter denen sich 36 142 Iren befanden, aus, im Jahre 1905 aber, in der Hungerperiode, kehrten 134 054 „Subjects“ ihrem Vaterlande den Rücken, die 64 732 Engländer, 54 945 Iren und 16 974 Schotten umfaßten. Im darauf folgenden Jahre heißen diese Ziffern 92 364 mit 44 514 Engländern, 36 990 Iren und 5863 Schotten, die sich bis 1910 stetig vermindert haben, auch bei den Iren,

ein Zeichen, daß man sich im United Kingdom wirtschaftlich erholt hat. — Die verhältnismäßig sehr große Anzahl nach Amerika auswandernder Iren ist nicht allein, wie oft angenommen wird, ein Protest gegen das versagte Home rule oder eine Folge ungünstiger ökonomischer Verhältnisse, sondern auch guten Aussichten und besonderen Umständen aufs Konto zu setzen. Jeder Eriesohn tritt nach der Landung einer politischen Vereinigung bei und betrachtet die Politik als sein eigenstes Feld. Die bedeutendste politische Organisation in ganz Amerika, vielleicht in der ganzen Welt, Tammany Hall, übt bei jeder Wahl in Groß-New York einen entscheidenden Einfluß aus. Das Ausnutzen der Politik zum Beutemachen, die politische Korruption, die die ganze Union durchtränkt, ist erst von den Iren auf ihre gegenwärtige Höhe gebracht worden. — Hier will ich bemerken, daß zwischen Engländern und Iren noch heute ein starker Haß besteht, und oft fallen sie aus geringfügigem Anlaß wie die Raubtiere übereinander her. Nicht allein Arbeiter!

Aus Skandinavien, Dänemark und Holland, deren Töchter und Söhne dem Uncle Sam höchst willkommen sind, hat sich die Einwanderung beträchtlich gelichtet. Frankreich entsendet nur ganz vereinzelt Zuzügler, denn es kann keinen Arm entbehren.

Wenn nun die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten eine durchaus gute, auch die Konjunktur für die nächste Zukunft eine günstige ist, so müßte man, hält das Abflauen an, neben allgemein befriedigenden Zuständen in Europa, doch noch nach anderen Ursachen Umschau halten, um das überraschende Fallen der „hochgehaltenen“ Immigration voll und ganz zu erklären. Die Antwort gibt uns das im letzten Jahrzehnt lawinenhaft anschwellende Hereinströmen der im Kongreß als „minderwertig“ bezeichneten Menschenmassen. Diese aus dem Süden, Südosten und äußersten Osten Europas hereinflutenden Hunderttausende, die im letzten Jahre vermutlich die Million überschritten haben, fangen an, auf die Arbeitslöhne eine drückende

Wirkung auszuüben, die notgedrungen die Zuwanderung aus den mehr entwickelten Staaten ungünstig beeinflussen muß. Dies schon deshalb, weil noch immer die überwiegende Anzahl der Ankömmlinge ihr Augenmerk auf die großen Industriestädte im Osten richten, wo sich der „billige“ Zufluß konzentriert. Würden sich — ein Erfordernis, das stets vernachlässigt wird — die Deutschen vorher eingehend über alles unterrichten und dann von den ungemein guten Chancen im Westen und Nordwesten Kenntnis erhalten, dann dürfte die Abneigung gegen Amerika bald ins Gegenteil sich verkehren. Unter der Einwanderung, die nach dem Ausspruche des Regierungs-Kommissars „unserm Volkstum gänzlich fernsteht“, nimmt die italienische, insbesondere die aus Süd-Italien und Sizilien, die erste Stelle ein, obgleich ihre ersten Anfänge erst 32 Jahre zurückliegen. Im Jahre 1878 suchten nur 434 Italiener ihr Glück in der Union, 1903 hatte sich diese Ziffer in 230 622 verwandelt, sich in 25 Jahren also 530 mal vervielfacht; während das Jahr 1907 mit 285 731 eingeführten Dago's aufwartete, ein Rekord, hinter dem die Jahre 1908 und 1909 mit 128 503 bzw. 183 213 weit zurückblieben. Dieser romanische Zustrom ist nicht nur in den Augen der organisierten amerikanischen Arbeit, sondern nach allgemeiner Ansicht der am wenigsten wünschenswerte, denn er droht nicht nur die Löhne zu drücken und führt seine tiefstehenden Lebensgewohnheiten ein — er hat auch zur Vermehrung der Verbrechen, namentlich in New York, in erschreckender Weise beigetragen.

Durch fortgesetzte, unaufgeklärte Mordanfälle in den italienischen Vierteln wurde endlich die New Yorker Polizei aus ihrer Schläfrigkeit aufgerüttelt. Die dann vorgenommenen Untersuchungen förderten unerhörte Dinge zutage. Ein Detektive-Sergeant, der seiner italienischen Abkunft zufolge besonders befähigt schien, dem Treiben auf die Spur zu kommen, wurde mit der „matter“ betraut und reichte einen Bericht ein, der folgende erbauliche Angaben enthielt: „Die Süd-Italiener haben ihr Erpressungs-

und Terrorisierungssystem unverfälscht nach Amerika eingeführt, die „mafia“ und ihre Ableger florieren in der Neuen Welt so üppig wie in Neapel und Palermo. Die Comorra nennt sich in New York „die schwarze Hand“, und hat in den „schwarzen Brüdern“ und in der „Gesellschaft der Delinquenten“ ihre Verzweigungen und Nebengeschäftsstellen. Diese unter eiserner Disziplin gehaltenen Verbrecherbanden umfaßten 1903 über 5000 Mitglieder, die ausschließlich von dem durch Einschüchterung erwirkten Tribut ihrer Landsleute lebten. An andere Nationalitäten haben sie sich bisher noch nicht herangewagt. Dold, Gift und Dynamit sind die beliebtesten, weil in ihren Augen wirksamsten Mittel, um an nicht gefügigen Individuen Exempel zu statuieren. In den Monaten Juni bis Oktober 1905 fielen 54 „Gezeichnete“ den Terroristen zum Opfer, die getötet oder verstümmelt worden waren. Zwölf Häuser und Läden wurden in die Luft gesprengt, und die Polizei fand 7000 Erpressungsbriefe mit Geheimzeichen.“ Dieser saftige Bericht dürfte noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, einmal, weil die bei schwerer Unzulässigkeit ertappte Gotham police force noch Schlimmeres verschwiegen haben mag, und dann, weil die Opfer und ihre Angehörigen derart eingeschüchtert waren, daß sie nicht zu sprechen wagten und schließlich, weil die abgefaßten Banditen nach alter Verbrechertradition ihre Spießgesellen nicht verrieten.

Es ist ein starkes Stück, daß im 20. Jahrhundert in dem Lande, das sich selbst das fortgeschrittenste der Welt nennt, solche barbarischen Zustände offiziell verkündet werden müssen. Nur in Amerika, wo das Ungewöhnliche Gewohnheit wird, werden solche Dinge mit Gleichmut aufgenommen. Ein paar scharfe Artikel in der der augenblicklichen Stadtverwaltung feindlichen Presse, und alles ist vergessen. Eine Lokaltwahl drückt das schlimmste Verbrechen in den Hintergrund.

Trotz Enthüllungen, zahlreichen Verhaftungen und drakonisch strengen Strafen ist die „mafia“ ungebrochen.

Das hat Signor Petrosino, so heißt der italienische Wächter amerikanischer Sicherheit, erfahren müssen. Auf einer Reise nach Palermo, wo er den Herd des Verbrecherbundes aufspüren wollte, ist er der Rache seiner Landsleute zum Opfer gefallen. Der Meuchelmörder, der sich der warmen Sympathie und wirksamen Hilfe der dortigen Behörden erfreut, ist niemals ermittelt worden.

Bei diesen Vorkommnissen rächt sich wieder einmal die alte Yankee=Untugend der Selbstüberschätzung, die sich nicht hat träumen lassen, daß solch „untergeordnete Kreaturen“ es wagen würden, mitten unter amerikanischer Kultur und angesichts der segensreichen amerikanischen Einrichtungen und Auffassungen vor der Nase der gefürchteten New Yorker Police force ihren eigenen verbrecherischen Methoden frisch, frei, fromm zu fröhnen.

Auch in anderen amerikanischen Großstädten, in Chicago, Philadelphia, Boston und St. Louis erhebt die Mafia frech ihr Haupt. Besonders die Metropole am Mississippi will ihren kosmopolitischen Charakter als Weltausstellungsstadt nicht verleugnen, denn gerade dort sind in jüngster Zeit wohlhabende Italiener mit Erpresserbriefen und Todesdrohungen serviert worden.

Nun darf nicht verschwiegen werden, daß sich bei diesen Vorgängen die amerikanische Polizei in einer neuen, ganz ungewohnten Situation befand, in die sie sich nicht so ohne weiteres hineinfinden konnte. Sie hatte bis dahin mit dem offenen, kühnen amerikanischen Räuber, der laut mit dem Revolver sein Opfer fällt, zu tun gehabt, mit dem Einbrecher und Safe=Sprenger, mit Fälschern und Dieben großen und kleinen Stils, deren Wege und Mittel sie kennt; nicht aber mit dieser schleichenden, feigen Erpressungs- und Terrorisierungspest. Die erstgenannte Spielart ist jedenfalls die anständigere. Die Hauptsache aber ist, daß die anderen Bevölkerungsschichten von diesem Treiben nicht berührt werden. Die „Dagos“ bleiben, wie immer, unter sich. Da es nun mit dem Einsetzen eines allgemeinen Entrüstungskreuzzuges in Amerika eine eigene Sache ist, be-

sonders in dem ethnologisch so bunt gemischten New Yorker Gemeinwesen, von flammenden Protesten keine Rede war, so fehlte der der amerikanischen Polizei so nötige Sporn der öffentlichen Meinung.

Den größten Geschäftsbetrieben, die sich in den Vereinigten Staaten, dem Zentralisationstrieb folgend, immer mehr zu Riesenmonopolen verschmelzen, mag diese Art Einwanderer als billiges und williges Arbeitsmaterial erwünscht sein, auch schon deshalb, um sich daraus vielleicht eine wirksame Waffe gegen die hochstehende, anspruchsvolle und stramm organisierte Arbeit, der die Deutschen angehören, schmieden zu können. Den gegen die Massen importierter „scabs“*) immer lauter werdenden Protesten gegenüber machen sie indessen nicht mit Unrecht geltend, daß die noch längst nicht zur vollen Entfaltung gelangten riesigen Industriemöglichkeiten jeder schaffenden Hand bedürfen.

Die alten amerikanischen, gut fundierten und organisierten „Unions“ (Fachvereinigungen) leiden wenig unter dieser „cheap immigration“, die im allgemeinen nur in Eisenbahnbau- und Fabrikmassenarbeit beschäftigt wird. Den überhaupt noch amerikafreudigen, eine Profession ausübenden Deutschen kann also diese Art Arbeit nicht un bequem werden; das sollte man sich im Reiche gesagt sein lassen, damit das Gespenst des Lohnrückens in Amerika nicht unberechtigt große Dimensionen annimmt.

Versuche, durch Aufnahme in die Unions diese Elemente zu der amerikanischen Auffassung der Bedeutung der organisierten Arbeit zu erziehen, sind total gescheitert und mußten aufgegeben werden.

Der ganze Anstrich und Charakter dieser Art Einwanderung, ganz abgesehen von der Lohnfrage, paßt dem amerikanischen Volke überhaupt nicht; daher die von Erfolg begleitete Bewegung zur Verschärfung der Landungs-

*) „scab“ ist eigentlich Streikbrecher, heute die Brandmarfung für einen feiner Organisation angehörenden Arbeiter.

gesehe, die die viel besprochene und falsch beurteilte Rückwanderung zur Folge hatte. Diese nicht freiwillige, sondern erzwungene Rückwanderung, die anfänglich einen großen Umfang annahm, ist also nicht die Wirkung von Arbeitslosigkeit oder Arbeiterüberfluß, sondern die natürliche Konsequenz des streng durchgeführten, verschärften Landungsparagrafen. Die großen Dampfergesellschaften, besonders die deutschen, die laut Abkommen die Zurückgewiesenen frei in den Auslandshafen transportieren müssen, haben, durch Schaden gewizigt, eine scharfe Kontrolle und Sichtung der Zwischendeckspassagiere eingeführt.

Streiks und Lohndifferenzen, die bekanntlich schon zu blutigen Kämpfen geführt haben, werden in der Regel rein geschäftlich behandelt und tragen nicht entfernt den gehässigen Anstrich, wie z. B. in Deutschland. Man verhandelt von Macht zu Macht, und es kommt keinem Großbetrieb in den Sinn, die Besprechung mit der Organisation abzulehnen, und nur mit dem einzelnen, der hilflos ist, verhandeln zu wollen. Auch jedes Fernbleiben der Politik, der rein wirtschaftliche Charakter der amerikanischen Lohnbewegung, hat der Arbeitersache sehr genützt, während in Europa das Hineintragen der Politik dauernd zu Zwistigkeiten und Spaltungen innerhalb der Verbände und zwischen diesen führt, und folglich große Nachteile für sie im Gefolge haben muß.

Die Italiener haben, wie schon betont, ihre eigenen Methoden beibehalten, auch bei der Arbeit. Das Padrone-system, nach welchem die Leute in geschlossenen Gruppen von ihrem Padrone, recte Sklavenführer, zusammengehalten werden, steht überall in der Union in voller Blüte. Der Padrone erhält von dem betreffenden Betrieb, in der Regel vom Kontrakter — Unternehmer — die Löhne, stellt sich mit diesem und den Managern auf guten Fuß und weiß im Interesse der eigenen Börse die Löhne niedrig zu halten. Welchen Eindruck müssen die „Hörigen“ auf den unabhängigen, sich als Staatsbürger fühlenden, meist konservativen organisierten Unionmann machen, er kann

sie unmöglich hoch und als Mitkämpfer einschätzen. Und das kommt aus dem modernen, liberalen Italien.

Die zweite Stelle in der „billigen“ Einwanderung nimmt Rußland ein, das im Jahre 1906 215 665 seiner Untertanen herüberschickte, unter denen sich 98 715 Hebräer befanden. Im folgenden Jahre waren es 258 443 von Väterchens Kindern, einschließlich 103 505 Juden, die Onkel Samuel mit ihrem Erscheinen beglückten. Die Jahre 1908 und 1909 brachten eine nicht unerhebliche Abnahme, die nicht geringerer Auswanderungslust, als vielmehr den massenweisen Rückschüben zuzuschreiben ist. Die großen Dampfergesellschaften wurden besonders bezüglich der gegen die Hebräer rigoros durchgeführten Landungsgeetze vorsichtig und wiesen Tausende ab. Die Folge waren große Massenauffstauungen und damit verknüpfte Störungen und Unbequemlichkeiten in unseren großen Seehäfen Hamburg und Bremen. Die im russischen Reiche immer wieder ausbrechenden Unruhen gehen in der Regel mit Gewalttätigkeiten gegen die Juden Hand in Hand. Die Folge war die hebräische Masseneinfuhr nach Amerika. — Von 143 715 im Jahre 1909 zugelassenen Israeliten kamen mehr wie Zweidrittel auf Rechnung Rußlands und Russisch-Polens.

Wenn nun auch unter diesen Hebräern das Verbrechertum nicht entfernt so vorherrscht wie bei den Südditalienern, so sind sie doch in anderer Hinsicht eine Bedrohung in großen Gemeinwesen. Das trifft wieder namentlich auf New York zu. Wiederholt ist in der Presse darauf hingewiesen worden, daß durch den entseßlichen, in den freiwillig gewählten Ghettos sich aufhäufenden Schmutz der Volksgesundheit Gefahr droht. Bei dem russischen Hebräer ist es der typische, dauernde Ausfluß, der Ansteckungsgefahr mit sich bringt. Ab und zu nehmen die Behörden eine forcierte Reinigung der Ghettos vor, wobei die Wasserspritze der Feuerwehr in wohlthätige Aktion tritt. — Im Handumdrehen aber hat sich der Kot wieder angesammelt. Trotz eingehenden Erwägungen der Gothamer Stadtväter scheint bis jetzt kein probates Mittel gefunden zu sein,

um, wie der amtliche Bericht sagt, „diesen allen amerikanischen Lebensbedingungen und Kulturvoraussetzungen ins Gesicht schlagenden Zuständen“ in den Judenvierteln im unteren New York ein Ende zu machen. Auch macht die Presse immer wieder auf die dort mit eigentümlicher Pünktlichkeit wiederkehrenden Brände aufmerksam, und stellt fest, daß respectable Versicherungsgesellschaften es ablehnen, dort Geschäfte zu machen. Eine dunkle Seite der hebräischen Zuwanderung ist das Festleben in New York, das dort die Ansammlung etwa einer Million Juden bewirkt hat, so daß also der vierte Bewohner ein Israelit ist, die Empire City folglich mehr Juden wie das Deutsche Reich umfaßt.

Wenn Juden wirklich die Hudson-Metropole verlassen, siedeln sie sich nicht etwa in kleinen Orten oder auf dem platten Lande an, es zieht sie unwiderstehlich nach großen Verkehrszentren, wo sie sich wieder zu ihren Rassegenossen gesellen. Da sie alle eine unausrottbare Abneigung gegen jede anständige körperliche Arbeit haben, werfen sie sich auf den Kleinhandel und das Hausieren, Beschäftigungen, die, ohne irgendeinem öffentlichen Bedürfnis zu entsprechen, unverhältnismäßig viel Vertreter haben und die soliden, kleinen Geschäfte gefährden, ein Umstand, der bei der Bevölkerung das Gegenteil von Sympathie erweckt und auch schon zu bedauernswerten Ausschreitungen gegen Juden geführt hat. Die Schneiderei, also Konfektion, wie überall in der Welt, „liegt“ den Juden und macht eine Ausnahme.

Da ich mich hier viel mit dem traurigen New York befaßt haben mußte, will ich betonen, daß, wer von dem großen, stolzen Freistaate nur Gotham gesehen hat, ein ganz verkehrtes Bild von den Vereinigten Staaten und ihren Bewohnern erhält, besonders der durch die Barclay- und Christopher-Street-Ferry's von Hoboken nach der unteren Stadt gelangte Deutsche. Die Figuren, die ganze Umgebung, die er da erblickt, sind ganz unamerikanisch und erinnern mehr an Gebiete des äußersten Südens, Ostens und Südostens der alten Welt.

Greater New York steht trotz diesem anmaßenden Titel in seinen Verkehrsmitteln weit hinter anderen großen Städten der Republik. Sein Straßenbahnsystem ist ein veraltetes, die Wagen unmodern und rückständig. In dem untern, verkehrsreichsten Teile schleppten sich noch vor Jahr und Tag Pferdebahnen mühsam und holperig fort. Es hat indessen um die Wende des Jahrhunderts bei den Verkehrs-Managern gedämmert, und man ist der den Riesenverkehr lange nicht gewachsenen Hochbahn mit der „Subway“ — Untergrund — zu Hilfe gekommen, die sicher und schnell arbeitet.

Die größte Anzahl Einwanderer stellt neuerdings Oesterreich-Ungarn; da sich die von dort kommenden Stämme aber in geistiger und körperlicher Entwicklung mehr voneinander unterscheiden, wie die Immigranten anderer Staaten, muß ich sie gesondert vornehmen. Es wanderten im Jahre 1906 275 645 Personen aus der Dual-Monarchie ein, im Jahre 1907 hat diese Masse die ungeheure Höhe von 338 852 erreicht, die größte je von einem Lande nach Amerika geschickte Emigration. Das Jahr 1907 ist denn auch dasjenige, welches eine Flut von Europäern über den Atlantic führte, deren Umfang nie zuvor erreicht wurde und nie wieder erreicht werden dürfte. 1 285 344 nennt sich diese Ziffer, die in den beiden folgenden Jahren fast um die Hälfte, 691 903 bzw. 654 875, zusammenschmolz. Das enorme Plus im Jahre 1907 ist hauptsächlich durch Ungarn und Tschechen verursacht, denn die Deutsch-Oesterreicher, ein sehr gern gesehenes Element, waren leider nur spärlich vertreten.

Welch ein Kontrast unter den Völkerschaften der vielzüngigen Monarchie — hier der intelligente, körperlich prächtig entwickelte Oesterreicher ob und unter der Enns, dort der stupide dreinschauende, physisch vernachlässigte Ruthene.

Die in Prag von Tschechen gegen Deutsche — 3 zu 1 — begangenen Rohheiten stempeln die Verüber zu Menschen zweiter Klasse, die, da sie im wirtschaftlichen Wettstreit

mit diesen nicht mitkommen können, aus Neid zur Gewalt greifen, wie das der Neger in Afrika zu tun versucht. In Cleveland, im Staate Ohio, planten eine Rotte Böhmen aus denselben Motiven ein ähnliches Unternehmen gegen einige Deutsche. Eine starke Mehrheit ist bei solchen Anfällen seitens der Tschechen erste Bedingung. Die unmittelbare Wirkung aber, nämlich längerer Aufenthalt etlicher im Krankenhause, ließ eine Wiederholung der Uebung nicht ratsam erscheinen.

Die Einwanderung aus Japan, der amerikanischen Regierung und Nation von besonderem Interesse, fiel von 1908 „Zaps“ im Jahre 1903 auf 10 322 im Jahre 1905, stieg 1907 auf 21 615, um im Jahre 1909 bis auf 2115 Köpfe herunterzugehen. Die Abnahme im Jahre 1905 ist natürlich eine unmittelbare Wirkung des russisch-japanischen Krieges, das außergewöhnliche Steigen zwei Jahre später eine Folge der inzwischen in Japan eingetretenen wirtschaftlichen Krise, und der jähe Sturz 1909 auf das streng durchgeführte Gesetz der Nichtzulassung aller Japaner zurückzuführen. Da diese Leute aber seit dem Verbot fast ausnahmslos zuerst in Hawaii landen, um von dort auf irgendeine Weise, oft über die mexikanische Grenze in die Vereinigten Staaten zu gelangen, läßt sich die Gesamtzahl durchaus nicht genau angeben. Man schob der Absicht des zahlreichen Eindringens allerlei dunkle Motive unter: so sollten unter der Maske harmloser Arbeiter japanische Offiziere stecken, welche mit Rücksicht auf kommende Ereignisse Befestigungen und wichtige strategische Punkte der Pacific-Küste in Plänen und Karten festzulegen suchten. Meine Ansicht geht dahin, daß der Japaner, von großem Wissensdurst erfüllt und guter Patriot, wo immer er sich aufhält, die modernen Errungenschaften, besonders auf allgemein technischem und militärisch-technischem Gebiete kennen zu lernen und auch ohne offiziellen Auftrag, die letzteren für seine Regierung zu verwerten sucht. Der Einwanderungs-Kommissar Sargent dagegen sprach in einem Bericht die Ansicht aus,

„daß seit Jahren unter Großindustriellen, Farmern, Gruben- und Plantagenbesitzern im Westen der Union ein ausgedehntes „Komplott“ zur Beschaffung billiger Kuliarbeit bestehe, daß es aber hinsichtlich der Japaner total gescheitert sei und nur die Einstellung von 28, sage und schreibe achtundzwanzig „Gelben“ bewerkstelligt habe.“ Infolge verschiedener Zwischenfälle, die von den britischen „Freunden und Vettern“ zu Konflikten aufgebauscht wurden, ist im Jahre 1906 zwischen Japan und den Vereinigten Staaten allerdings eine Spannung eingetreten. Als unmittelbare Ursache muß das Niederschießen japanischer Robbenpiraten im nördlichen Stillen Ozean durch amerikanische Bundesagenten angesehen werden; dann kam der Aerger über den Ausschluß japanischer Jöglinge, fast alles Erwachsene, aus den „weißen“ Schulen in Kalifornien, eine Bestimmung, die ganz kürzlich auf alle japanischen und chinesischen Schüler ausgedehnt ist. Der Haß der japanischen Jingos gegen Expräsident Roosevelt und die amerikanische Regierung aber hatte seine Quelle in dem Friedensschluß von Portsmouth, bei dessen Zustandekommen Roosevelt seinen ganzen Einfluß aufgebieten haben soll zugunsten Rußlands mit dem Resultat, daß der Mikado nach einer Reihe entscheidender, kriegerischer Erfolge, also nach siegreichem Kriege, in einen faulen Frieden willigen mußte. Japans finanzielle Verlegenheiten waren indessen der Hauptgrund des ungünstigen Friedens.

Die japanische Affäre übrigens hat bei einem namhaften Teile der Amerikaner, besonders in den Großstädten der New-England-Staaten, eine in der Union ganz ungewohnte Nervosität hervorgerufen, die den Eindruck erwecken mußte, daß man dort nicht fest in seinen Schuhen stand, sich unsicher fühlte. In den zunächst beteiligten bzw. bedrohten Gebieten, also den Pacific-Staaten, speziell in Kalifornien, fühlte man ganz anders und in der Presse und in Versammlungen wurde unverhohlen der Ruf Krieg mit Japan laut. Auf energische Demonstrationen der japanischen Regierung in der Einwanderungs- und Schul-

frage antwortete man in Washington mit dem alten, etwas verbrauchten Ladenahter: Das seien innere Angelegenheiten des Staates Kalifornien, in die sich der Bund nicht einzumischen habe, ein Mittel, das schon oft angewandt worden ist, um Entscheidungen in internationalen Fragen aufzuschieben oder auszuweichen. — Bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges wurden während der Welt-Ausstellung in St. Louis hohe Wetten über den Ausgang gelegt und genommen. Die Amerikaner waren fast ausnahmslos für Japan, und einige französische, auf Rußland schwörende Aussteller sollen große Summen verloren haben.

Inzwischen hat sich die „japanisch-amerikanische Frage“, eine mit Vorliebe in England geäußerte Bezeichnung, in Wohlgefallen aufgelöst. Die Japaner haben ihren Großmannskitel gehörig gedämpft, denn auf die Frage: Was haben wir denn eigentlich geschlagen? mußten sie sich selbst antworten: Ein Land, das vor 32 Jahren kaum mit der Türkei fertig werden konnte, und dessen Schwert seitdem erheblich stumpfer geworden ist. Man hat ferner in Japan aus eigener Anschauung Uncle Sams Seemacht kennen gelernt und der besuchenden Flotte einen anständigen Empfang bereitet. Ein jüngst getroffenes Abkommen zwischen den beiden Mächten hat die japanische Einwanderungsfrage ein für allemal gelöst, und zwar im amerikanischen Sinne.

Die Einwanderung der Chinesen in die Vereinigten Staaten ist gesetzlich verboten, und wenn auch, meist über Kanada, sich mancher Zopfträger einzuschmuggeln weiß, so ist dieser Zuwachs weder eine politische Störung, noch bedeutet er irgendwelchen unbequemen Wettbewerb für den amerikanischen Arbeiter. Denn der Chinese bringt einmal nicht sein Weib mit, erzeugt also kein fremdes Element, und ist nur als Wäscher und Hausierer tätig. In letzterer Eigenschaft „bietet“ er den Juden, das müssen die beiden Konkurrenten aber unter sich abmachen. Schließlich geht er mit dem zusammengearbeiteten oder geschnorrtten Gelde ins Reich der Mitte zurück, wo er seinem Glauben nach

sein Leben beschließen muß; auch die Leichen in den Vereinigten Staaten gestorbener Zopfträger gehen nach China zurück. Der seinerzeit in China stark auflodernde, hauptsächlich auf Massenabschübe von Chinesen und russische Hekereien zurückzuführende Rassenhaß drohte mit einem Riesenbojkott amerikanischer Waren. Es kam indessen zu nichts, denn der Sohn des Reiches der Mitte ist ein viel zu guter Geschäftsmann und zu schlechter Patriot, um sich aus nationalem Empfinden heraus zu irgendwelchem materiellen Opfer bestimmen zu lassen. China teilt mit Brasilien den Ruf, das Land zu sein, wo das Nationalgefühl am wenigsten entwickelt ist.

Die totale Verschiebung der Einwanderung wird in der Union nicht leicht genommen, man erkannte in ihr eine soziale und wirtschaftliche Bedrohung, der auf irgendeine Weise ein Ende gemacht werden muß. Daß auch die Behörden anfangen, sich zu dieser Anschauung zu bekennen, geht aus dem letzten Jahresbericht des Einwanderungskommissars hervor, in dem es u. a. heißt: „Ohne Ausnahme haben in den letzten Jahren diejenigen Länder, die uns früher das stärkste Kontingent Immigranten lieferten und unserer eigenen Rasse am nächsten stehen, uns einen noch kleineren Prozentsatz geschickt, wie im Jahre 1908.“ Nachdem der Bericht dann die mächtig anschwellenden Einwanderungsziffern aus dem äußersten Osten, Südosten und Süden Europas angeführt und als Ursache der Verschiebung die in Deutschland, Großbritannien und den Skandinavischen Staaten angeblich eingetretene Prosperität und die in den die „Flut ausspeienden“ Ländern herrschende Not und Erregung angeführt hat, fährt er mit einer Behauptung fort, die offene Türen einrennt: „Es besteht kein Zweifel, daß die physische und geistige Beschaffenheit dieser Zuzügler aus dem Süden und Osten der alten Welt bedeutend niedriger ist, wie die der Immigranten, die wir in früheren Jahren empfangen.“ Auch weist zum Schlusse der Bericht unwillig darauf hin, daß der Einwanderungsstrom noch immer keine starke Ab-

leitung nach dem Innern des Landes erfahren habe, denn 90 Prozent desselben blieben in den nordatlantischen Staaten, die nördlichen Mittelstaaten erhielten sechs und die Südstaaten vier Prozent. Hier liegt wohl ein wenig Uebertreibung vor!

Ich komme nun auf den Bildungsgrad, den Kulturstand dieser Einwanderungs-Klassen und -Massen! Unheimliche Ziffern marschieren da auf, wenn die Illiteraten Revue passieren. Das ganze Bild eine Schande und Schmach für das sich seiner Kultur rühmende Europa. Von den aus Süditalien und Sizilien im Jahre 1909 Gelandeten waren 48 Prozent des Lesens und Schreibens unkundig, während sich das Verhältnis bei den Norditalieniern auf 13 Prozent stellte. 45 vom Hundert der aus Oesterreich-Ungarn stammenden Ruthenen und 44 Prozent der Serben waren Illiteraten. Von den Polen des Kaiserstaates konnten 32, von den Slowenen 35, von den Hebräern 26 und von den Slowaken 22 Prozent weder lesen noch schreiben. Die aus Rußland stammenden Litauer stellten sogar 47, die wenigen Stockrussen 32, die Russisch-Polen den gleichen Satz und die aus dem Zarenreiche entwichenen Juden 28 Prozent Analphabeten. Summa: Ein trostloses Kulturbild im 20. Jahrhundert.

Uebrigens sieht es auch in dem großen transatlantischen Freistaate mit der Schulbildung breiter Volksklassen noch recht schwach aus; gibt es doch Staaten, wie Louisiana und Süd-Karolina, wo 25 Prozent der eingeborenen weißen Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig sind; brächte man das Kulturniveau der dortigen Neger mit in Rechnung, so käme ein Prozentsatz Illiteraten heraus, der dem der Süditaliener verzweifelt nahe käme. Zur Erklärung dieser Tatsache muß gesagt werden, daß die Generation in den Südstaaten, die während des Bürgerkrieges — also 1861—1865 — im schulpflichtigen Alter war, also jetzt im reifen Mannesalter steht, so gut wie keine Gelegenheit hatte, sich elementare Schulbildung anzueignen. Der Süden war vornehmlich der Schauplatz dieses

langen, blutigen Krieges, jeder Erwachsene und Jüngling ohne Ausnahme, auch Geistliche und Lehrer, griff zu den Waffen, von irgendwie geregelter Unterricht konnte nicht die Rede sein. Die Frauen, Mütter, Töchter und Schwestern der Konföderierten halfen diesen in heroischer Weise und wurden sonst ganz von der Pflege der Verwundeten und Kranken in Anspruch genommen. Die Sklaven, um deren Befreiung sich schließlich der Kampf drehte, wachten mit rührender Treue und Anhänglichkeit über die unmündigen Kinder ihrer im Felde stehenden Herren. So kann es nicht wundernehmen, daß diese Generation ungewöhnlich viel Analphabeten umfaßt.

Das heute in den Vereinigten Staaten bestehende „public school system“ ist ein sehr wirksames, und alle Staaten der Union wetteifern, Bildung in alle Volkskreise zu tragen.

Das Deutsche Reich steht erwiesenermaßen auf dem Felde des Schul-Erziehungs- und Bildungswesens an der Spitze aller Kulturstaaten der Welt; unter den nach Amerika auswandernden Deutschen finden sich denn auch nur ganz vereinzelt des Lesens und Schreibens Unkundige. — Schweden, Norwegen, Dänemark und Schottland mit ein Prozent, England mit zwei und Irland mit vier Prozent Illiteraten ihrer im Fiskaljahre 1909 nach Amerika gewanderten Staatsangehörigen tun dar, daß, Rußland ausgenommen, der Norden Europas den Süden kulturell weit in den Schatten stellt.

Zu der gänzlichen Verschiebung der Einwanderung gesellt sich eine Erscheinung, die in Zukunft Wesen und Charakter des amerikanischen Volkes stark beeinflussen muß, so stark, daß Präsident Roosevelt sich veranlaßt sah, einen lauten und eindringlichen Warnungsruf ertönen zu lassen. Dieses Uebel ist der immer schwächer werdende Nachwuchs der eingeborenen weißen Bevölkerung. Die Ermahnung des Präsidenten und der sich daran knüpfende Wink mit dem Zaunpfahl an die patres und matres familias wird

als patriotische Tat gepriesen. Man kann sich als mit den Verhältnissen Vertrauter der Empfindung nicht verschließen, daß das sich immer ungünstiger gestaltende Zahlenverhältnis des rein amerikanischen Elements zu der mächtig anschwellenden rückständigen Einwanderung auf Charakter, Wesen und Betätigung der gesamten Bevölkerung der Union schließlich einen schädlichen Einfluß haben muß. Die Assimilationskraft der Amerikaner muß in dem Maße leiden, als die aufnehmenden Elemente sich vermindern und die aufzunehmenden sich vermehren. Es ist festgestellt, daß die eingewanderten Familien in der Regel noch einen reichen Kinderseggen haben, die Anzahl der Nachkommen mit jeder weiteren Generation abnimmt, der Stodamerikaner, im Osten der Pankee, sich den magersten Nachwuchs leistet.

Ob Präsident Roosevelts Mahnung irgendwelche Wirkung haben wird, steht vor einem großen Fragezeichen. Die sich immer mehr Bahn brechende Lebensauffassung vieler amerikanischer Frauen, die den eigenen Komfort durch reichen Kinderseggen bedroht sieht, und dem Gesamtwohl kein Opfer zu bringen gedenkt, deuten auf das Gegenteil hin.

Die Frage einer anderen Verteilung der Einwanderer über das ganze Land ist sowohl im Interesse des amerikanischen Volkes als in dem des einzelnen Ansiedlers von hoher Wichtigkeit. Viele dieser letzteren scheinen immer noch nicht einzusehen, daß sich ihnen überall in der Union mehr Aussichten auf Vorwärtskommen bieten als in New York. Dieser Frage wird solche Bedeutung beigelegt, daß sich in vielen Staaten Komitees gebildet haben, um Mittel und Wege zur Gewinnung einer größeren Anzahl von Ansiedlern zu finden. Namhafte Summen sind zu diesem Behufe ausgeworfen worden — bis jetzt ohne jeden Erfolg. In einigen Südstaaten, wo zurzeit ein starker geschäftlicher Aufschwung bemerkbar ist, manipuliert man sogar mit staatlicher Subvention. Nach dem Inkrafttreten des neuen

Immigrationsgesetzes ist indessen jede staatliche Hilfe verboten. So muß dieser Plan wohl als gescheitert bezeichnet werden.

Wenn übrigens die unlängst in Süd-Karolina und Georgia stattgefundenen Barbareien an frisch gelandeten Weißen sich wiederholen, dürfte der Süden auf fleißige, geschickte Kräfte verzichten müssen. In den genannten Staaten wurden durch Arbeitsbureaus nach Farmen gelockte Leute unter vorgehaltener Flinte bei erbärmlicher Verpflegung ohne jeden Lohn zu den schwersten Arbeiten — 16 Stunden täglich — gezwungen. — Die wegen „peonage“ recte Zwangsarbeit eingeleitete Untersuchung verlief, wie vorauszusehen war, ohne jede Unbequemlichkeit für die „Angeklagten“. Solche an die alten Sklavenstaaten erinnernden Akte sind ja immerhin ein Beweis des sich dort unten frisch und munter erhaltenen Herrtums — sie sind aber bei allem „Schneid“ unpraktisch und geeignet, das entgegengesetzte Resultat der allgemeinen Bemühungen zu zeitigen — gänzlichcs Fernbleiben von Ansiedlern.

Die rigorose Durchführung des neuen Einwanderungsgesetzes, die zu den Massen-„Deportationen“, d. h. Landungsverboten geführt hat, wäre im Interesse des Landes unnötig, wenn man endlich ein Mittel fände, die frisch gelandeten Arbeitskräfte ins Innere des Landes zu dirigieren — nicht zur Peonage, sondern zu gewinnbringender Betätigung.

Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten macht manchem Patrioten ernste Sorge, sie ist ein Problem, dessen Lösung schwer zu prophezeien ist. In den 45 Jahren seit Abschaffung der Sklaverei, die dem Farbigen alle Gelegenheit boten, zu zeigen, daß er sich zu einem dem Weißen gleichwertigen Bürger entwickeln könne, ist klar erwiesen, daß er ein tiefer stehendes Wesen ist. Es läßt sich also voraussehen, daß er ein zweitklassiger Staatsangehöriger bleiben wird, dem man ein Bürgerrecht nach dem andern

nimmt. Der Anfang ist bereits gemacht und äußert sich beim „Auszählen“ nach der Wahl und in der Weigerung, ihn überhaupt wählen zu lassen. Die Scheidung der beiden Rassen wird immer stärker, in den Sklavenstaaten ist jetzt die Trennung schon eine vollkommene; die Farbigen sind dort in viel schlimmerer Lage, wie einst als Sklaven. Ein solcher Zustand der Entrechtung ist jedoch in jedem Kulturstaate, besonders in einer großen Demokratie wie den Vereinigten Staaten ein Unding. Die Konsequenzen müssen sich einstellen. Hunger und Elend und das Gefühl der numerischen Stärke werden den Neger, der mit geistigen Waffen nicht kämpfen kann, zur Gewalt treiben. Seine ständige Vermehrung wird ihn kühner machen und zur Revolte reizen. Natürlich wird jeder derartige Versuch im Blute erstickt werden und niemals Erfolg haben, schon deshalb, weil der Farbige jede Befähigung zur Organisation und zu planmäßigem Handeln vermissen läßt. Da man nun den Neger nicht ausrotten, auch nicht, wie unternehmende Yankee's vorgeschlagen, nach Afrika deportieren kann, so wird, wenn die Bewegung unter den Negern einmal begonnen hat, sie eine Quelle endloser Störungen sein. Und diese Bewegung muß kommen, denn eine Gleichstellung des Negers ist ebenso undenkbar wie eine Vermischung der Rassen.

Ich möchte dieses Kapitel so schließen: Das eigene Etwas, das der Amerikaner verkörpert, das sich aus dem Geiste der Unabhängigkeit, aus Fleiß, Tatkraft, Großherzigkeit, Intelligenz und Ausdauer und einer gehörigen Dosis Oberflächlichkeit, Selbstüberhebung, Ruchlosigkeit und Leichtsinn zusammensetzt, ist aus der Mischung von Angelsachsen und Germanen mit einem kleinen Zusatz anderer Rassen entstanden. Die Mixtur hat sich gut bewährt. Sie sollte nicht durch unverhältnismäßig starkes Einfließen fremdartiger Elemente an Kraft und Saft einbüßen. So verschieden der Yankee in den New England-Staaten vom Ranger im weiten Westen ist, so sehr sich der Deutsche in Michigan und Wisconsin vom Southerner unterscheidet,

sie alle sind sich gleich im unentwegten Vorwärtstreiben, in der energischen Erschließung der Schätze des Landes — zum eigenen Besten und zum Nutzen der ganzen Kulturwelt. Die Bildung fremder, rückständiger, an Umfang stetig zunehmender Gemeinwesen im Gesamtstaate muß der Betätigung und Wirksamkeit des Ganzen auf die Dauer hinderlich, ja bedrohlich werden.

Kapitel 3.

Die amerikanische Presse. — Ihre Stellung und Macht. — Vortrefflicher Nachrichtendienst. — Mangelnde Gediegenheit und Zuverlässigkeit. — Viel lokaler Klatsch. — Gesellschaftsberichte. — Anstrengender Dienst für Redakteur und Reporter. — Die Zeitung in der Wahlkampagne. — Der news-boy. — Das Geschäftliche in erster Reihe. — Große Unterschiede im Wesen der Presse. — Presse-Beleidigungen und ihre Sühne. — Die deutsche Presse in Amerika. — Der deutsche Offizier als Redakteur und Reporter. — Zukunft und berechnete Hoffnungen der Presse.

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.“

Diese von der roten Internationale ins Gefecht geführten Worte kann die Presse voll und ganz für sich in Anspruch nehmen.

Der alte Spruch von der achten Großmacht ist längst in die Kumpelkammer verwiesen; heute ist die Presse die erste Großmacht der Welt, die ihre unbestrittene Herrschaft bis in die entlegensten Gebiete der dunklen Erdteile ausdehnt.

Es geht heute nichts ohne die Presse: keine Regierung kann ohne sie funktionieren. Ohne die Presse geraten Handel und Verkehr ins Stocken; Eisenbahnzüge, Dampfer, Autos und Luftschiffe kommen nicht von der Stelle, keine Erfindung kann sich ohne sie Bahn brechen. Kurz: Allgemeiner Verfall.

„Il mondo casca“ — die Welt bricht zusammen — rief Kardinal Antonelli bei der Kunde der Schlacht von

Königgräß aus, ohne sich klarzumachen, daß seine Prophezeiung unmittelbar nach einem internationalen Pressestreik zur Wirklichkeit werden würde.

Auch das Parlament des Deutschen Reiches hat die Macht der Presse empfinden müssen, denn als im vorigen Jahre auf den Schmutzwurf eines Abgeordneten sämtliche Berichterstatter den Dienst einstellten, fing die Tätigkeit des Reichstages langsam an zu versanden.

Die Presse in den Vereinigten Staaten weicht in ihrer Stellung in der Deffentlichkeit, dem Volke gegenüber in ihren Zielen, in Macht, Einfluß, Wirkung, Wert, Geltung und Art wesentlich von der europäischen, besonders der reichsdeutschen ab. Auch ihre Gliederung in politische und andere Organe ist eine von der deutschen abweichende. In Greater New York erscheinen etwa 800 Publikationen jeder Schattierung und Abstufung, in Groß-Berlin über 1500. Die 3 250 000 Bewohner von Berlin und Vororten verdauen also fast doppelt soviel Tages- und Zeitschriften wie 4 771 414 Groß-New-Yorker. Dieses für die deutsche Reichshauptstadt günstige Zahlenverhältnis wird hauptsächlich durch die große Anzahl von Fachzeitungen gezeitigt.

Die Gesamtwirkung der amerikanischen Presse ist groß; sie spiegelt getreu die augenblickliche, schnell wechselnde Stimmung der Bevölkerung wider, was sie um so leichter tun kann, als ihr die während des ganzen Jahres tagein, tagaus stattfindenden Massenmeetings mit Meinungsäußerungen und Abstimmungen einen unfehlbaren Anhalt für die gerade herrschende Strömung geben. Nach diesen Kundgebungen richtet die Redaktion ihre Haltung ein, nimmt Stellung zu bestimmten Fragen. Die Haltung eines amerikanischen Blattes gibt sich durchaus nicht allein in den Leitartikeln kund, die langen, telegraphischen aus Washington, den Verwaltungssitzen der einzelnen Staaten und aus Orten, wo wichtige Parteiversammlungen stattfinden, einlaufenden Berichte sind

nicht etwa einfache Tatsachenmeldungen, sondern ausgesprochene politische Kundgebungen. Hier schon weicht die amerikanische von der deutschen Zeitung ab, deren Stellung zu jeder Frage von Bedeutung sich ausschließlich in Leitartikeln widerpiegelt. Der amerikanische Leitartikel ist in der Regel ein mit allerlei persönlichen Ausfällen und Spizen gespickter Dreißig- bis Vierzigzeiler, ohne jede gründliche Behandlung des Stoffes, der deutsche eine sachgemäße, oft allzu belehrende Besprechung der schwebenden Frage, die im Sinne der Parteipolitik die Vor- und Nachteile einer Gesetzesvorlage darzulegen sucht.

Der Nachrichtendienst der amerikanischen Presse stellt alles derartige in Europa tief in Schatten. Jede Zeitung mit nennenswerter Auflage auch im weit abgelegenen Westen wird von der Associated Press bedient, eine das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten beherrschende News Company, dem Reuterschen Bureau oder Agence Havas entsprechend. Auch hier hat der Verschmelzungstrieb, der Trustgedanke Wunder getan, denn alle Konkurrenten, wie die United Press und die American press association wurden entweder in den großen Konzern eingefügt oder, wenn widerspenstig, lahmgelagt. Leider geht die Zuverlässigkeit der „Specials“ nicht immer gleichen Schritt mit der Schnelligkeit, und immer stellen sich Uebertreibungen oder Abschwächungen — ganz nach Bedarf — ein. In Deutschland sind mir nur drei Zeitungen bekannt, die in dieser Hinsicht von keiner amerikanischen übertroffen werden. Auch sind nicht alle als „Specials“ bezeichneten Berichte über den Draht gekommen, eine stattliche Anzahl, besonders die aus dem Auslande, wird mit Hilfe von Zeitungen vom Telegraph editor zurecht, „gefirt“.

Alle nicht allein in der besseren Gesellschaft, sondern in der breiten Bevölkerung sich zutragenden, nicht alltäglichen Begebenheiten — die in Deutschland übliche Bezeichnung Skandal trifft nur selten zu — werden plump und geschmacklos breitgetreten. Da ist von der berühmten amerikanischen Kürze und Klarheit nichts zu spüren. Wie

ein Mensch mit gesundem Menschenverstand — horse sense — und einer bescheidenen Dosis Intelligenz und Geschmack das Weglaufen irgendeines grünen Pärchens über $1\frac{1}{2}$ Spalten kleinen Druck verfolgen kann, ohne einzuschlafen, ist mir nach 18jährigem Aufenthalt in der Union zwar kein Rätsel, es stellt aber dem amerikanischen Durchschnittsleser ein trübes Zeugnis aus und stellt ihn tief unter den deutschen. Ein endloser Bandwurm in mangelhaftem Englisch mit Wiederholungen und Widersprüchen.

Daß in gewissen, vom smart set mehr oder weniger abhängigen Blättern alle in der Gesellschaft sich abwickelnden Festlichkeiten, Heiraten, Scheidungen, Entschädigungs- und Erbschaftsprozesse eingehende Schilderung erfahren, wie die ausführlichen Beschreibungen der Toiletten und Juwelen usw., ist erklärlich, aber auch eine Anleihe an Rotten Europe. Nur wäre den meisten Verfassern solcher Berichte ein gefälligerer Stil und ein wenig französischer Geschmack zu empfehlen.

Um das lebhafteste Bedürfnis des Amerikaners, besonders weiblichen Geschlechts, über das Leben und Treiben an europäischen Höfen und in den Kreisen des Hochadels genau unterrichtet zu sein, zu befriedigen, hat sich schon vor Jahren eine News agency unter dem Firmenschild Marquise de Fontenoy und ähnliche gebildet, die aus Hof- und Gesellschaftsberichten europäischer sich mit diesem Stoffe ausführlich befassenden Zeitungen das scheinbar Interessanteste zusammenträgt, um daraus einen langen Artikel zu machen, der gleichlautend an Duzende von Zeitungen über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten als Sonderbericht verschickt wird. Der „Gotha“ muß gelegentlich nachhelfen; im übrigen erleichtert die große Unkenntnis des Lesers in allen solchen Dingen der „Frau Marquise“ ungemein ihre Aufgabe.

Der Amerikaner, welcher dieses und „local news“ mit Heißhunger verschlingt, sollte sich endlich mit der glänzenden Geschichte seines Volkes und Landes befassen, von der

75 Prozent aller American born nicht den Schimmer eines Schattens einer Ahnung haben, anstatt deren Studium dem Deutschen zu überlassen.

Redakteure und Reporter einer großen Tageszeitung in den Vereinigten Staaten haben viel mehr und anstrengendere Arbeit wie ihre deutschen Kollegen. Die Reporter vor allem. Dem Geschmack des Publikums entsprechend müssen recht viele Spalten lokalen Begebenheiten Raum geben; dieses so erwünschte News muß auf irgendeine Weise herbeigeschafft werden. Zu jeder Zeit kann der Reporter zu irgendeiner Stelle geschickt werden. Nachts zwischen 2 und $\frac{1}{2}$ 3 Uhr geht er zum letzten Male auf die Polizeistation, um die letzten eingelaufenen Berichte zu sichten und das Brauchbare nach dem SezerSaal zu schicken. Der gesamte „Staff“ einer großen amerikanischen Zeitung ist von mittags 2 Uhr bis nachts $\frac{1}{2}$ 3 Uhr ununterbrochen im Geschirr, der chief editor zieht sich event. um 12 Uhr zurück. In Deutschland geht die überwiegend große Anzahl der Redakteure und Berichterstatter, wie die Angestellten irgendeines Geschäfts, um 6 Uhr gemächlich nach Hause. Daher werden denn auch die wichtigsten, nach 5 Uhr nachmittags sich ereignenden Begebenheiten von den meisten Blättern mit Verachtung gestraft. Bedeutende Organe in Großstädten machen natürlich eine Ausnahme. Die starke Zumutung an den Leser: Nach Schluß der Redaktion eingetroffen, die das Fehlen des hochnötigen Kommentars zu dem telegraphischen Bericht auf bequeme Weise entschuldigen soll, ist in Amerika ausgeschlossen. Der Chefredakteur einer großen amerikanischen Zeitung mit reichem Jahresgehalt und einflußreicher politischer und gesellschaftlicher Stellung ist bis zum Schluß seiner Tätigkeit, also bis tief in die Nacht hinein, für den Besucher zu sprechen, sein deutscher Kollege in viel bescheideneren Verhältnissen hat wie ein Arzt oder Rechtsanwalt seine Sprechstunden.

Der Dienst eines Reporters in Amerika ist schon auf Grund der sich das ganze Jahr jagenden Wahlen ein

sehr aufreibender; auf den zahllosen Wahlmeetings muß immer ein Vertreter der Zeitung sein, denn der Leser will über deren Verlauf unterrichtet werden. Man hilft sich indessen, einer macht den Bericht für die anderen, die inzwischen in einem benachbarten Saloon einen Peenocle klopfen. Während der heißen Präsidentschafts-Wahlkampagne im Sommer 1896, als der unglückselige Silber-Grand Bryan gegen Mc Kinley „lief“ und natürlich von diesem mit gewaltiger Mehrheit geschlagen wurde, traf mich das Loß, an einem siedeheißen Tage in St. Louis drei der Bryhanschen speeches zu notieren. Nachdem ich den ersten genossen hatte, kannte ich den Inhalt der andern beiden und machte alle reports fertig zur Zufriedenheit meines Papers und meiner Kollegen. Diese ausgedehnte und vielseitige Berichterstattung bewirkt, daß eine amerikanische Zeitung mehr Lokalreporter beschäftigt wie eine in Deutschland. Die in Deutschland üblichen Reibereien zwischen Blättern verschiedener politischer Richtung, die oft in persönliche Angriffe ausarten, sind in Amerika selten.

Das Zeitungswesen in den Vereinigten Staaten hat eine eigene Menschenklasse gezeitigt, die ihresgleichen sonstwo nicht findet: den News boy. Da der Hauptvertrieb eines Blattes sich im Einzelverkauf auf der Straße und nicht durch Abonnenten — subscribers — abwickelt, erfordert er viel Vertriebsmittel. Dieses Mittel ist der Zeitungsjunge. Das ist ein gesunder Menschenschlag im Alter von 12 bis 16 Jahren, der von Kindesbeinen lernt, für sich selbst und event. für seine Angehörigen zu sorgen. Der amerikanische News boy ist durchaus nicht der angehende Verbrecher, als den ihn Unkenntnis stempeln will. Die Jungens sind ganz selbständig, stramm organisiert und haben ein gemeinschaftliches Deposit bei einer Bank. Aus ihnen ist mancher einflußreiche Politiker und bedeutende Geschäftsmann hervorgegangen. Der vor zwei Jahren in Ohio verstorbene Millionär Warren hatte seine irdische Laufbahn als News boy begonnen.

Der jetzt fast überall in der Union eingeführte Preis

von 1 Cent = 4 Pfennige pro Nummer, ein Betrag, den man im Zeitungswesen in Deutschland überhaupt nicht kennt, erhellt, daß es den amerikanischen Zeitungs-Managern weniger auf Verdienst beim Verkauf, als auf großen Absatz ankommt. Dieser sichert ihnen die reich bezahlten Inserate im Text und auf der Anzeigenseite und die zahlreichen „ads“ für verlangte und angebotene Arbeit.

Der Hauptverdienst einer amerikanischen Zeitung, groß oder klein, in City, Town oder County, aber kommt mit den sich stetig ablösenden Wahlkampagnen, die mit der Aufstellung der Kandidaten anfangen und mit der Entscheidung an den „polls“ endigen, für Bund, Staat, Stadt und County, für Aemter oder Parlamentsmandate. How much? ist die Frage, deren Beantwortung die wirkliche Unterstützung oder die noch wirksamere Bekämpfung eines Kandidaten zur Folge hat. How much? ist der Gesamtbegriff, um den sich jede Wahl in den Vereinigten Staaten dreht. — Schließlich kann auch ein smarter Redakteur oder Reporter ohne jede Schwierigkeit oder Unannehmlichkeit sich einen hübschen „Side“-Verdienst zulegen.

In keiner Presse auf unserem Planeten ist der Unterschied in Kultur und Moral zwischen Leitern und Organen so klaffend wie in der amerikanischen. Der gebildete, sich seiner hohen Verantwortung bewußte chef-editor eines namhaften Blattes im Osten kann mit dem Preßpiraten eines Schmutz-„sheet“ im weiten Westen überhaupt nicht in einem Atem genannt werden. Das ist eine Universität neben einer Volksschule, ein Parlament neben einem Zuchthause. Ein großer Teil dieser westlichen und südwestlichen Pressebanditen lebt ausschließlich von Black mail (Erpressung). Der Inhalt eines solchen Feßens, eine Schmutzkloake in grauenhaftem Slang.

Beleidigungen und Verleumdungen in der Presse — slander — werden in Amerika selten in den Gerichten geüht. Das Resultat der Verhandlung steht ja von

vornherein fest. Man macht solche Dinge untereinander ab, oft auf recht wirksame Art. Als der Redakteur Gonzales, obwohl er die Gefahr kannte, unerschrocken die stinkenden Schmutzereien in der Familie Tillman, welcher der berühmte Bundessenator Pitchfork Tillman angehörte, enthüllte, wurde er von einem Neffen dieses Politikers auf offener Straße ermordet in Charleston, Süd-Carolina. Bei dem politischen und sozialen Einfluß der Familie des Mörders war der Juryspruch längst vor der Verhandlung festgestellt; er lautete selbstverständlich auf Freispruch des Mörders.

Dieser offenkundige Rechtsbruch, diese unverhleierte Rechtsbeugung, die in dem großen Freistaate zu einer stehenden Einrichtung geworden sind, werden, da sich die Rechtsbeuger zu sicher fühlen und folglich irgendwelche Abhilfe in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, unumgänglich und unvermeidlich zur Katastrophe führen. Es wird eine Volksbewegung entstehen, wie sie die Geschichte der Vereinigten Staaten noch nicht erlebt hat. Ein offener und absichtlicher Hohn und Spott auf Recht und Ehre ist auf die Dauer selbst in einer Republik mit der unbeschränkten Herrschaft des Großkapitals nicht ungesühnt durchzuführen. Die immer dringender werdende Notwendigkeit, sich besser und zuverlässiger über europäische Verhältnisse auf dem Laufenden zu erhalten, hat große amerikanische Zeitungen veranlaßt, in europäischen Hauptstädten eigene Bureaus einzurichten. Die Chicago Daily News hat Unter den Linden in Berlin eine Office, und wird von ihrem Vertreter schnell und zuverlässig über alles Wichtige in Kenntnis gesetzt. Das mit der Office verbundene Lesezimmer, wo eine stattliche Anzahl amerikanischer Zeitungen ausliegt, und das jedermann offensteht, ist zu einem Rendezvous der in Berlin anwesenden Amerikaner geworden.

Die amerikanische Presse hat hervorragende Persönlichkeiten zu den ihrigen gezählt, zu ihren ständigen Mitarbeitern gehören heute die besten Köpfe der Nation. So

?
 ist Theodore Roosevelt, der einzige akademisch gebildete Präsident der Vereinigten Staaten, ein eifriger und befähigter Zeitungsschreiber; die Zeitschrift „Outlook“ hat durch seine Mitarbeit ihre jetzige Bedeutung erlangt.

Die deutsche Presse in den Vereinigten Staaten steht und fällt mit der deutschen Einwanderung; der von deutschen Eltern in Amerika Geborene ist Amerikaner, seine Sprache ist United states, und er liest englisch gedruckte Zeitungen. Trotz den durch die stetig abnehmende deutsche Einwanderung hervorgerufenen Schwierigkeiten hat sich die deutsche Presse in Amerika ihre achtunggebietende Stellung erhalten, sie umfaßt heute noch über 800 Publikationen in der Union.

Die New Yorker Staatszeitung, das bei weitem verbreitetste deutsche Organ in Amerika und eine der bedeutendsten deutschen Zeitungen in der Welt, kann mit irgend einem anderen in unserer Muttersprache veröffentlichten Blatte in den Vereinigten Staaten nicht verglichen werden. Sie übt sowohl in Staats- und städtischen Angelegenheiten, wie in der nationalen Politik großen Einfluß aus. Sie ist vortrefflich redigiert, hat einen ausgezeichneten Nachrichtendienst und in europäischen Großstädten ihre festen Vertreter und Bureaus, wie wenige große englisch gedruckte Blätter. Ihr Bureau in Berlin im Equitable-Gebäude ist allgemein bekannt. Vor drei Jahren hat sie ihr altes Heim am Park Row mit einem gewaltigen Palast in der Williamstreet vertauscht und dadurch ihren mächtigen Fortschritt und Aufschwung kundgetan. Diese günstige Entwicklung ist in erster Reihe ihrem klugen und energischen Geschäftsleiter, Herrman Kidder, zu danken.

Infolge der durch den abnehmenden Leserkreis nötig gewordenen Verschmelzung deutscher Blätter, wie sie im letzten Jahrzehnt mehrfach eingetreten ist, hat das aufnehmende Organ an Stärke und Lebensfähigkeit gewonnen. So ist die Westliche Post in St. Louis durch die Konsolidierung mit dem Anzeiger des Westens zu

einem blühenden Unternehmen geworden. Das zeigt sich auch äußerlich in wirksamster Weise, denn sie hat den alten Bau an der Broadway und Marketstreet verlassen, um nach dem neuen Prachtgebäude zwei Block nördlich überzusiedeln. Auch diese günstige Etappe im deutschen Zeitungswesen in Amerika ist einem tatkräftigen und vor-ausschauenden Manager aufs Konto zu setzen.

Eine stattliche Anzahl ehemaliger Offiziere hat in der amerikanischen Presse eine gute und dauernde Existenz gefunden, besonders natürlich in der deutschen. Noch sind verschiedene von ihnen leitende Redakteure, andere als Reporter tätig.

Nach langjährigem schweren Kampfe ums Dasein im Westen wurde ein deutscher Offizier Chefredakteur der größten deutschen Tageszeitung in Amerika, heute ist er der up to date ständige Korrespondent des verbreitetsten Berliner Blattes und ein Faktor in der New Yorker Lokalpolitik.

Ein preußischer Offizier war lange Jahre Leiter der Deutschen Krieger-Zeitung, des offiziellen Organs des Deutschen Krieger-Bundes, einer Vereinigung, welche die Deutschen in der Union am wirksamsten zusammenschließt.

Wenn nun viele auch tüchtige Journalisten wurden, zum Geschäftsführer einer Zeitung, der lohnendsten und einflußreichsten Stellung in der amerikanischen Presse hat es meines Wissens keiner gebracht. Das Darstellungsvermögen ist, wie erklärlich, bei ihnen stärker entwickelt als der Geschäftssinn. Eine Zeitung in Amerika ist in erster Reihe ein geschäftliches Unternehmen, daher hat der Manager einen Einfluß auf die Redaktion, den man in Deutschland nicht kennt. Nur bei wenigen großen Zeitungen kann der Chef-Redakteur selbständig Beiträge annehmen und honorieren, eine in Deutschland allgemein übliche Gepflogenheit.

Der Bruder eines Feldmarschalls, des befähigtesten lebenden preußischen Offiziers, hat unter anderem Namen durch eigene Tätigkeit ein total verwahrlostes deutsches

Blatt in Milwaukee zu einer der besten Zeitungen in den Vereinigten Staaten gemacht.

Die amerikanische Presse ist eine gewaltige Macht; sie bringt, indem sie durch öffentliche Kundgebungen die Stimmung im Volke kennen lernt, diese getreu zum Ausdruck. Sie zeigt neben schweren Mängeln vortreffliche Eigenschaften. Mit der stetig wachsenden Kultur, mit dem sich allmählich, aber sicher vollziehenden Ausgleich unter den so heterogenen Elementen der Nation, wird auch sie sich innerlich ausgleichen, ein festes, mehr gleichartiges Gefüge werden.

Kapitel 4.

Armee und Marine der Vereinigten Staaten. — Das japanische Gespenst. — Geringere Selbsteinschätzung. — Die großen Militärforderungen. — Starke Opposition gegen dieselben. — Schwarzzeher. — Die Stärke des Heeres und der Flotte. — Der innere Dienst. — Keine großen Manöver. — Das Offizierkorps. — Protektion. — Spanisch-amerikanische Kriegserinnerungen. — Mängel und Schäden. — Die amerikanische Kriegsgeschichte. — Die Vereinigten Staaten ein gewaltiger Gegner.

Man kann sich der Empfindung nicht verschließen, daß heute bei den Amerikanern das alte sieges sichere Gefühl, die hohe Einschätzung der eigenen Macht, vielfach einer gewissen Unsicherheit Platz gemacht hat. Das läßt sich aus Kundgebungen in der Presse und aus Äußerungen bekannter Politiker und Geschäftsleute feststellen. Man steht nicht mehr so fest in seinen amerikanischen Schuhen wie früher. Dieser Umschwung datiert nicht etwa erst seit den letzten Kalifornienkonflikten mit Japan, sondern er hat sich schon seit dem Kriege mit Spanien im Jahre 1898 langsam vollzogen.

Dieser Feldzug, der von der amerikanischen Jingo-
presse anmaßend als „Spaziergang“, als „Reinigungszug“ nach Kuba bezeichnet wurde, war das allerdings für alle Außenstehenden, die ihre Kenntnis ausschließlich aus der Presse schöpfen — und das ist die überwiegende Mehrheit der Amerikaner und Ausländer. Für jeden, mit dem Verlaufe des spanischen Krieges Vertrauten, ergab sich ein anderes Bild. Denn er hatte haarsträubende Mißstände in der Armeeverwaltung und eine unerhörte Unkenntnis

der elementaren Kriegsregeln unter den Offizieren zutage gefördert. Ex-Präsident Roosevelt in seiner nie erlahmenden Sorge um sein Land, hat diese Zustände in seinem Buche über diesen Krieg schwer gegeißelt. Er spricht dort von der endlosen Anzahl von Ungeestellten im Kriegsdepartement, die scheinbar keine andere Aufgabe kannten, als den alten Zopffaden weiterzuspinnen, und die starr und fassungslos waren, als sie plötzlich gezwungen werden sollten, auf wirksame Art ihr Gehalt zu verdienen. „Die ganze unbeholfene Maschinerie im Kriegsdepartement brach hilflos zusammen, als die ersten 100 000 Mann für den Krieg verlangt wurden.“ Die Energie und der Patriotismus des Volkes und die Bereitwilligkeit aller Stände, sich zum Kriegsdienst zu stellen, die Intelligenz und das Anpassungsvermögen der Freiwilligen machten alle diese Verfehlungen zum Teil wieder gut. Und doch konnte das ganze Unternehmen nur gegen einen so schwachen und schläfrigen Feind wie Spanien gelingen. „Weder für die erforderlichen Transportmittel der Truppen nach Kuba und Portoriko, noch für die notwendigste Verpflegung war gesorgt“, sagt Roosevelt.

Bei den sich häufenden und erhöhten Forderungen des Präsidenten Taft für Armee und Marine tritt das Mißtrauen in die Wehrbarkeit der Union immer erneut zutage. Auf einer Mitte Januar d. J. in Detroit, Michigan, stattgefundenen Jahresversammlung der Lake carriers association — Vereinigung der Binnenseen-Dampfer-Gesellschaften*) — entrollte der bekannte Kongreßmann Humphrey folgendes Bild amerikanischer Hilfslosigkeit in einem mit Japan geführten Kriege: „Japan kann Seattle, Tacoma, Portland, die Bremerton Werften**) und fünf große transkontinentale Eisenbahnlinsen in Besitz nehmen, die Gebirgspässe besetzen und ein Riesengebiet zur Er-

*) Dieser mächtige Verband vertritt den ungemein umfangreichen und verbreiteten Verkehr auf den großen Binnenseen.

**) Wichtige Häfen und strategische Punkte an der amerikanischen Küste des Stillen Ozeans.

nahrung seiner Truppen besetzen, ehe die Vereinigten Staaten 75 000 Mann nach der Pacificküste entsenden können.“ Dann kam er auf die schwachen Seiten der amerikanischen Marine und sagte: „Rußland und die Vereinigten Staaten sind die einzigen Mächte in der Welt, die den verbrecherischen Leichtsinm begangen haben, eine große Kriegsflotte ohne die nötigen Handelsschiffe als Hilfsgeschwader zu bauen, um erfahrene Seeleute für die Kriegsschiffe zu bekommen. Rußland hat sich die Lehre zunutze gemacht. Alles deutet darauf hin, daß unser nächster Krieg sich an der Pacificküste abspielt; ist dem so, und sind wir dann noch so schwach wie jetzt, dann wird uns Rußlands Schicksal treffen. Ich prophezeie keinen Krieg mit Japan, denn ich sehe keinen Grund dafür. Wer aber glaubt, daß Japan nicht wagen würde, uns anzugreifen, wenn es sich dazu gezwungen sähe, der kennt die Geschichte dieser prächtigen und patriotischen Nation nicht. Nur wenige wissen, wie nahe wir einem Kriege mit Japan wegen des San Francisco = Falles waren, und daß dieser nur durch unser Nachgeben vermieden wurde*). Japan hat 600 für den Truppen-Transportdienst eingerichtete Rauffarteschiffe, die Vereinigten Staaten deren sechs. — Japan kann auf einmal 250 000 Truppen, die Vereinigten Staaten nur 10 000 transportieren. Japan kann im Kriegsfall auf 500 000 (?) ausgebildete Seeleute rechnen, während wir im ganzen stillen Ozean nur etwa 1000 haben. Japan ist imstande 200 000 Mann auf die Philippinen und 100 000 nach Hawaii zu werfen, bevor die Vereinigten Staaten überhaupt 10 000 Mann fertig zum Einschiffen an der Pacificküste haben.“ Er schloß: „Unter diesen Umständen frage ich Euch, amerikanische Patrioten, ob es nicht ein Unsinn ist, in Friedenszeiten alljährlich 130 000 000 Dollar für eine Kriegsflotte auszugeben, die im Kriegsfall ganzlich wertlos ist.“ Solche Klagen liest man jetzt in der amerikanischen Presse bei jeder

*. Nicht richtig, da die San Francisco Schulfrage im Sinne der amerikanischen Auffassung beigelegt wurde.

neuen Militärforderung des Präsidenten, sie spiegeln die Ansichten weiter Kreise über die Schwäche der amerikanischen Wehrmacht im Kriegsfall wieder; unter den mannigfachen derartigen Kundgebungen habe ich die des Kongreßmannes Humphrey teilweise wiedergegeben, weil dieser Mann in allen Marinefragen als Autorität gilt. Man darf aber nicht vergessen, daß in Amerika der Volksbote in erster Reihe seine engere Heimat, seinen Wahlbezirk vertritt und dann erst das ganze Land. Es liegt nun nahe, daß Humphrey durch seine Lamentationen, die teilweise übertrieben sind, einige Millionen für die Schifffahrt auf den großen Binnenseen herausschlagen möchte, an der sowohl seine Konstituenten, wie er selbst geschäftlich großes Interesse haben. Jedenfalls aber teilt ein namhafter Teil der Amerikaner die hier wiedergegebenen Ansichten.

Die Bundesarmee ist in neun Militär-Departements eingeteilt, außerdem eins in den Philippinen. Im Sommer 1910 wurde ihre Minimalstärke auf 76901 und ihre Maximalstärke auf 100 000 Mann Friedenspräsenz festgesetzt. Die Infanterie umfaßt 30 Regimenter, darunter 2 Negeregimenter und ein Regiment in Portoriko. Das Regiment hat 3 Bataillone zu 4 Kompagnien, das in Portoriko 2 Bataillone. Die Waffe ist das neue Magazingewehr 7,62 Kaliber. 15 Regimenter in 3 Abteilungen zu 4 Troops — inkl. 2 Negeregimenter — bilden die reguläre Kavallerie. Diese führt den Säbel, das Infanteriegewehr und den Colt-Revolver. Der Dienstsattel ist ein Zwischending von unserem alten ungarischen Bock- und einem englischen Sattel. Die Gurtung, eine dehnbare Schleife von öligem Leder, und die Steigbügel mit Holzrändern, die ein Verwickeln beim Sturz unmöglich machen, die besten der Welt. Das Zaumzeug eine weiche Kandare ohne Trense. Die Artillerie besteht aus 6 Feld- Artillerie-Regimentern zu 6 Batterien, 3 fahrende, 1 reitende und 2 Gebirgsbatterien; die Geschütze dieser letzteren sind Hinterlader mit 75 Millimeter-Kaliber, die

der anderen Batterien haben 3 Zoll-Kaliber. Ferner aus 170 Kompagnien Küstenartillerie mit je 4 Geschützen. Diese Waffe hat infolge der vor zwei Jahren im Kongreß zur Sprache gebrachten Verteidigungslosigkeit der ausgedehnten Küsten der Union damals eine wesentliche Verstärkung erfahren. Drei Genie-Bataillone zu 4 Kompagnien, ein Signal-Korps, eine Luftschifferabteilung, ein Ordonnanz-Detachement und die zur Militärakademie kommandierten Mannschaften vervollständigen die aktive Bundesarmee. Das dem Medical-Departement unterstellte 3500 Mann starke Hospital-Korps gehört nicht zu dem gesetzlich festgelegten Heeresbestand. Der Train, das für jede Armee so wichtige Munitions- und Proviantzufuhrmittel, ist in Händen von Privatkontraktoren. Die numerische Stärke des amerikanischen Bundesheeres gliedert sich so: Generalstab 953 Offiziere und 1123 Mann, darunter 589 Offiziere vom Medical-Departement und 85 Offiziere und 720 Mann vom Ordonnanz-Departement; Infanterie: 1562 Offiziere und 25 507 Mannschaften inkl. das Portoriko-Regiment mit 32 Offizieren und 576 Mann; Kavallerie 765 bzw. 12 775, Feldartillerie 236 bzw. 5220, Küstenartillerie 672 bzw. 19 321, Genie 189 bzw. 2002, Nicht-Regimentierte: 9366 Mann und 75 Indian scouts = Indianerspäher. Signal-Korps 46 Offiziere und 1212 Mann und schließlich 500 zur Militärakademie kommandierte Mannschaften. Diese in West Point liegende Akademie umfaßt 7 Professoren und 533 Kadetten.

Die Ergänzung des stehenden Heeres geschieht durch Werbung auf drei Jahre. Seine Gesamtstärke betrug im Juli 1910: 4430 Offiziere und 76 901 Mannschaften.

Neben der stehenden Armee — allgemein die Regulars genannt — besteht die in den einzelnen Bundesstaaten rekrutierte Miliz, zu der jeder waffenfähige Bürger im Alter von 18 bis 45 Jahren gehört. Die organisierte Miliz-National-Guards — die gegenwärtig 118 715 Mann zählt — übt zweimal wöchentlich.

An der Spitze der gesamten bewaffneten Macht der

Vereinigten Staaten steht der Präsident; secretary of war (Kriegsminister) ist gegenwärtig Jacob Dickinsen; der Chef des Generalstabes G. Wood, ein ehemaliger Arzt, der mit Roosevelt zusammen bei Ausbruch des spanischen Krieges die Rough riders — Erstes Freiwilliges Bundes-Kavallerie-Regiment — formierte, entpuppte sich als ein fähiger Truppenführer, und mit ihm hat die Stellung des Generalstabes-Chefs eine erhöhte Bedeutung gewonnen.

Die Kriegsflotte der Vereinigten Staaten bestand am 1. Januar 1910 aus: 29 Schlachtschiffen mit 589 Geschützen und 24105 Bemannung, 18 Panzerkreuzern mit 188 Geschützen und 9828 Mann. Die weiteren Ziffern lauten: 5 Kreuzer I. Klasse 76 bzw. 3125, 7 Kreuzer II. Klasse 84 bzw. 2726, 17 Kreuzer III. Klasse 162 bzw. 5302, 21 Torpedojäger 151 bzw. 1674. Zur Küstenverteidigung zählen: 1 Schlachtschiff mit 8 Geschützen und 508 Bemannung, 10 Monitore 62 bzw. 2722, 34 Torpedoboote 101 bzw. 985 und 18 Unterseeboote mit unbekannter Armierung und Bemannung. Total: 1416 Geschütze und 49651 Offizieren und Mannschaften. Außerdem für den Hilfsdienst: 1 Kreuzer III. Klasse, 4 Holzkreuzer, 36 Kanonenboote, 6 Transportschiffe, 7 Materialschiffe, 2 Hospitalschiffe, 20 Kohlenschiffe, 23 Hilfschiffe, 44 Tugs, 5 Schul- (Segel-) Schiffe, 1 Spezial-Torpedoversuchsschiff.

Die Ergänzung der Marine geschieht in derselben Weise wie die der stehenden Armee. Der gegenwärtige Secretary of the navy (Marineminister) ist Georg von Sengerke-Meyer, deutscher Abkunft.

Das trotz der im letzten Jahrzehnt erheblich erhöhten Präsenzstärke verhältnismäßig noch immer kleine Bundesheer liegt über das ganze Riesengebiet der Vereinigten Staaten in isolierten Forts und Barracks — nicht in städtischen Garnisonen — zerstreut. Die Folge ist, daß von dem so notwendigem inneren Zusammenhang und von Manövern von irgendwelchem strategischem Werte nicht die Rede sein kann. Das sind Schwächen und Fehler, die einem modernen, starkem Heere gegenüber unvermeidlich

zur Katastrophe führen müssen, trotz aller Tüchtigkeit der einzelnen Offiziere und Soldaten. Auf eine Invasion in das Gebiet einer europäischen Großmacht würde es die Bundesregierung niemals ankommen lassen, da alle Aussicht vorhanden wäre, daß die amerikanischen Streitkräfte überhaupt nicht die feindliche Küste erreichen würden. Da die Entscheidung jedes Krieges auf dem Lande liegt, so käme die Landung einer gegnerischen Armee in Betracht, deren Gefahren Herr Humphrey weiter oben in so dunklen Farben geschildert hat. Eine allgemeine Volkserhebung wider den fremden Eindringler läge dem Charakter und Wesen, dem Patriotismus des Amerikaners am nächsten. Aber angesichts der Millionen fremdartiger Elemente, welche die billige Einwanderung des letzten Jahrzehnts gebracht hat, und denen jedes Opfer an Gut und Blut für das ihnen fremde Amerika fernliegt, wäre eine einhellige Erhebung der gesamten Bevölkerung ausgeschlossen. Dagegen kämen Widerstand und Unruhen im Innern, das Schlimmste, was die kriegsführende Bundesregierung treffen könnte, in das Bereich der Wahrscheinlichkeit. Unter den Hunderttausenden von Süditalienern gibt es so viele abenteuerliche Elemente, die sofort bereit wären, aus der neuen Situation Vorteil zu ziehen und im Trüben zu fischen. Denn trotz allen geheimen Informationen wird man in Washington ihre wahre Stimmung niemals kennen lernen. Das lehrte die Tatsache, daß unter den Augen der New Yorker Polizei noch heute die im zweiten Kapitel dieses Buches näher geschilderte „Mafia“ ungehindert am Werke ist. Und die acht Millionen Neger! Wenn das Ungewöhnliche der Lage verwirrend auf ihr schwaches Hirn wirkte! Wenn ehrgeizige Farbige zu Führern einer Bewegung würden, um all die erlittenen Grausamkeiten und Entrechtungen zu rächen! Der Nigger ist so leicht in eine gewisse Richtung zu treiben, ist unter Umständen unberechenbar!

Einige deutsche Verfasser von Büchern über Amerika haben es als sicher bezeichnet, daß im Falle eines Krieges

der Vereinigten Staaten mit dem Deutschen Reiche die „Deutsch-Amerikaner“ wie ein Mann zu den „Sternen und Streifen“ halten würden. Das ist richtig hinsichtlich der in der Union geborenen Söhne deutscher Eltern, aber eine recht gewagte Behauptung mit bezug auf eingewanderte Deutsche. Kennt Herr Münsterberg, der diese allen Jingos höchst erfreuliche Nachricht kundgibt, die Stimmung der Hunderttausende von deutschen Farmern? Diese haben in Friedenszeiten keine Veranlassung, sich über ihre Haltung in solchem Falle auszulassen. Gegen die Gewalt der Diebe für das angestammte Vaterland vermögen alle papierenen Gelöbnisse, alle Citizen papers nichts. Und die Deutschen, welche sich ihre Reichsangehörigkeit gewahrt haben, haben überhaupt keine Verpflichtungen in dieser Richtung. Alles Wettern des Herrn Roosevelt ändert da nichts. Im besten Falle werden sie neutral bleiben.

Der Geist in der Bundesarmee ist ein guter, wenn auch viele der alten, langgedienten „Privates“ ihren Stand zu geschäftlich auffassen und sich alle möglichen Gelegenheiten verschafft haben, daraus materiellen Vorteil zu ziehen.

Obgleich die Disziplin sich mit der preußischen nicht vergleichen läßt, herrscht doch im allgemeinen Unterordnung gegen die Höherstehenden. Der Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ist ein ganz anderer wie im deutschen Heere. Diese Abweichungen sind ganz natürlich und erklären sich ohne weiteres aus dem militärischen Werdegang beider Nationen. Wenn ein amerikanischer Soldat den schuldigen Respekt vor dem Offizier vermissen läßt, so tritt in der Regel anstatt der bei uns üblichen Disziplinarbestrafung eine nachdrückliche Korrektur von seiten der Kameraden ein. Während des spanisch-amerikanischen Krieges war ich Zeuge, wie in einem Freiwilligen-Regimente die Insassen eines „Tent“ (Zelt) einem respekt- und disziplinenlosen, nachlässigen und unreinlichen Mitbewohner das Leben so sauer machten, daß er schnell ein

anderer wurde. Eine wirksamere Methode wie alle Disziplinarstrafen.

Die für den spanischen Feldzug angeworbenen Volunteers hielten sich recht gut. In unserm Sinne unerhörte Disziplinverletzungen konnten bei dem ganzen Zuschnitt der Angeworbenen nicht ausbleiben; man hatte in Ermangelung von Besserem zu viel zweifelhafte Elemente einstellen müssen. Die Strafen für solche Vergehen waren leicht, wie denn der Amerikaner überhaupt den im preußischen Sinne ärgsten militärischen Verstoß nicht allzu ernst nimmt.

Wie „unabhängig“ man in diesen Freiwilligen-Truppen über das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen dachte, soll folgender Vorgang lehren: In der Kompagnie F.*) der 3. U. S. Volunteers Engineers — Drittes Freiwilliges Bundes-Pionier-Regiment —, das damals in Cienfuegos an der Südküste Kubas lag, befand sich ein Dummkopf von Korporal, der aber leicht zu Ausschreitungen neigte. Als er einem Private das schlimmste Schimpfswort, das die englisch-amerikanische Sprache kennt, zurief, erhielt er von diesem eine gehörige Tracht Prügel. Die Folge war nicht etwa Bestrafung des schwere Subordination begangenen Soldaten, sondern nach kurzer Zeit die Degradation des Vorgesetzten und Beförderung des ersteren zum Korporal. Der „Cor'nel“ sagte sich, der energische, handfeste Private eignet sich besser zum Vorgesetzten, wie der schlappe Korporal.

Der Dienst auf den kleinen „Posts“ in den Vereinigten Staaten ist ein leichter, in der Regel eine Stunde vor- und eine nachmittags.

Um einen Zusammenhang und gleichmäßige Ausbildung der verschiedenen Waffen zu ermöglichen, hat man es mit Infanterie-, Kavallerie- und Artillerie-Inspektoren versucht. Diese im Generalsrang stehenden Offiziere sollen

*) In der amerikanischen Heere werden die Kompagnien nicht nach Ziffern, sondern nach Buchstaben benannt.

durch fortwährende Besichtigungsreisen die so notwendige Einheitlichkeit innerhalb ihrer Waffe zeitigen. Es verlaudet nichts, ob dieses Mittel schon Wirkung gehabt hat. Jedenfalls fehlt immer noch das kombinierte Manöver aller Heereszweige, ein unerläßlicher Faktor für die Gefechtsfähigkeit einer Armee.

Ein grober Mißstand sind die zahlreichen Detachierungen. Offiziere, die sich der Fürsprache irgendeines einflußreichen Politikers erfreuen, werden aus den einsamen langweiligen Barracks in größere Städte, vielfach in die Bundeshauptstadt versetzt. Diese Versetzungen entsprechen keinem militärischen Bedürfnis und schwächen das an und für sich schon nicht vollzählige Offizierkorps bei den Truppen.

Der Bundesarmee droht infolge der sich mehrenden Protektionswirtschaft — der allgemeinen Strömung in dem großen „demokratischen“ Gemeinwesen entsprechend — eine Klassenscheidung innerhalb des Offizierkorps, ein Zustand, der im Ernstfalle zu den schlimmsten Konsequenzen führen muß. Das hat Rußland im Kriege mit Japan erfahren. Die Kadetten in West-Point, oft anmaßende und unfähige junge Herren, die auf Grund ihrer Beziehungen und bestellter Examen schnell zum Offizier avancieren, werden tüchtigen aus der Front Beförderten in jeder Hinsicht vorgezogen. Die Wirkung ist ein großer Altersunterschied im Offizierkorps, das Generäle im Alter von 45 Jahren und 64 jährige, also dicht vor der Altersgrenze stehende Obersten umfaßt. Wood, der Freund Roosevelts, wurde mit 43 Jahren Brigadegeneral*). Ein ähnliches Mißverhältnis im Heere der französischen Republik, wo die Zöglinge von Saint Cyr den Sortis du rang gegenüber auf jede denkbare Art bevorzugt werden, hat nicht wenig zu der dort bedrohlich wachsenden Zuchtlosigkeit bei-

*) Der amerikanische Brigadier-General entspricht dem deutschen General-Major, der Major-General unserm General-Leutnant und der Leutnant-General unserm General der Infanterie oder Kavallerie.

getragen. Die beiden großen Demokratien können also in puncto Gleichberechtigung ihrer Staatsdiener von dem stramm monarchischen Preußen viel lernen.

Die Kameradschaft und der Ton im Offizierkorps sind gut. Die Herren und Damen in den isolierten Barracks sind auf gegenseitigen Verkehr angewiesen. Trotz der weiten Distanzen zwischen diesen kennen sich die meisten Offiziere der Bundesarmee persönlich. Sportliche Veranstaltung, ein Hauptmoment im militärischen Leben der Union, bringen sie immer wieder zusammen. Auch wechseln die Offiziere oft die Garnisonen und Truppenteile.

Desertionen kommen häufig vor, werden aber nicht annähernd so ernst aufgefaßt wie im deutschen Heere, und folglich nur gelinde bestraft.

Das amerikanische Bundesheer befindet sich niemals in der normalen Stärke. Gerade jetzt bei den erneuten sehr hohen Militärforderungen des Präsidenten Taft kommt das zutage. Ueberall im Lande, an öffentlichen Plätzen und entlang der Dämme der Eisenbahnlinien verkünden Riesenplakate die Not Uncle Sams, den Ruf nach Kombattanten. Vor kurzem blizte der Draht an alle Werbeoffiziere die Worte: „Rekruten verlangt, um die Armee auf die gesetzlich festgelegte — authorized — Stärke zu bringen.“ Man muß in aller Eile die klaffenden Lücken ausfüllen, ehe man zu erneuten Forderungen berechtigt ist, und um diese wirksam vertreten zu können. Bis jetzt hat der Notruf nur geringe Wirkung gehabt, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind noch zu gute. Deutsche befinden sich verhältnismäßig wenige im Bundesheere.

Die Kriegsgeschichte der Vereinigten Staaten ist eine glänzende, man muß aber von der Geschichte des bewaffneten amerikanischen Volkes und nicht von der des Bundesheeres sprechen. Die Vereinigten Staaten sind noch aus allen Feldzügen siegreich hervorgegangen.

Wenn auch der Amerikaner von heute die kriegerischen Tugenden seiner Väter und Vorfahren nicht besitzt, so

würde er doch als guter Patriot Gut und Blut für sein Vaterland einsetzen. Trotz allen Mängeln und Schäden in ihrer Wehrmacht sind die Vereinigten Staaten auch heute noch ein gewaltiger Gegner.

Denn nach dem Spruche des großen Preußenkönigs gehört zum Kriege Geld, Geld und nochmals Geld. Und da wäre Uncle Sam allen seinen Feinden überlegen.

Kapitel 5.

Die amerikanische Landwirtschaft. — Von Deutschen mit Erfolg betrieben. — Gute Aussichten für den Ansiedler. — Deutscher Landbesitz in allen Theilen der Union. — Die Stellung des Farmers und Landarbeiters. — Gute Löhne. — Landspekulation. — Leichter Landerwerb. Große Landeröffnungen. — Die Kernen um die „Claims“. — Kanadas Konkurrenz. — Amerikanische Ackerbauprodukte. — Tafsachen und Bissern. — Bodenschätze. — Das amerikanische Forstwesen.

Ein Beruf in den Vereinigten Staaten, dessen Wesen in Deutschland nicht genügend gewürdigt wird, ist der des Farmers. — Die über diesen Stand in der alten Heimat herrschenden Ansichten haben viele Einwanderer, und tun es noch, verleitet, ihm fernzubleiben. Und das angesichts der Tatsache, daß die Deutschen, insonderheit die Plattdeutschen, als Landwirte in Amerika unbestrittene Erfolge erzielen. Ueber die ganze Union zerstreut, in allen ihren Theilen findet sich deutscher Grundbesitz, der sich stetig vermehrt. Der Mann aus der norddeutschen Tiefebene, der Pommer, Mecklenburger, Hannoveraner, Holsteiner und Westfale ist wesentlich geeignet, als Ansiedler und Pionier zu wirken. Länger wie seine Landsleute in den großen Städten erhält er sich und den Seinen das Deutschtum.

Auf diesem Felde winken ehemaligen Offizieren mit guter körperlicher Verfassung — und die hat ja wohl die Mehrzahl —, die Neigung zu selbständiger Betätigung haben, gute Aussichten auf Erfolg. Die meisten, die sich durch den verkehrten Vergleich mit dem deutschen Bauer nicht haben abhalten lassen, ihre Tätigkeit auf das Land zu verpflanzen, haben das nicht bereut. Sie alle haben sich überzeugt, daß die Landarbeit in Amerika infolge

der überall eingeführten Maschinen keine zu anstrengende, aber recht lohnende ist, und daß in der Regel Selbständigwerden und Vermögen sich schneller einstellen, wie in den städtischen Beschäftigungen. Der Landwirt in den Vereinigten Staaten, reich oder unbemittelt, groß oder klein, ist, sobald Eigentümer seiner Scholle, der unabhängige Mann im Lande, dem so leicht niemand, auch die Behörden nicht, ins Geschäft pfuscht, und der unbedeuten Steuern leichter aus dem Wege geht wie der Städter.

Ein wesentlicher Teil der noch nicht urbar gemachten Riesengebiete im Zentral-, Nord- und weiten Westen befindet sich in Händen der großen Eisenbahngesellschaften, die Amerika regieren; große Strecken grenzen an ihre Linien. Diese Gesellschaften haben natürlich ein großes Interesse, ihre Ländereien besiedelt zu sehen, um den Betrieb ihrer Bahnen, namentlich der jetzt zahlreich entstehenden Seiten- und Lokallinien — „Probeklinien“ —, gewinnbringend zu machen. Um die Ansiedlung zu fördern, haben sie ein praktisches Kreditssystem eingeführt, das dem Farmer mannigfache Erleichterungen gewährt, ohne ihn später in seine Existenz bedrohende Verlegenheiten zu bringen. Entweder richten sie an kleinen, in noch wenig besiedelten Gegenden gelegenen Stationen Lager von Gebrauchsartikeln und ländlichen Geräten ein und geben dem neu ansässigen Landmann Kredit unter kulantesten Bedingungen oder sie sichern ihm solchen Kredit bei anderen Geschäften. Durch dieses Entgegenkommen, das sowohl dem Farmer, als den Eisenbahnen zugute kommt, wird der Landbau mit geringem Anlagekapital möglich. Mit den Verhältnissen nicht vertraute Personen, welche die Kreditnöte des kleinen Landwirts in Europa vor Augen haben, hegen die erklärliche Furcht, infolge solcher leicht gemachten Schulden ihres sauer erarbeiteten Besitzes verlustig zu gehen. Das ist ein Irrtum, denn das würde in erster Reihe gegen die Interessen des Kreditgebers, also hier der Eisenbahnen, verstoßen. Zwangsverkäufe, in

der deutschen Spielart in Amerika überhaupt nicht bekannt, würden neue Ansiedler abschrecken, und solche sind den Eisenbahnen so nötig, wie das liebe Brot. Allerdings versuchen Spekulanten, wenn ihnen das Spiel leicht gemacht wird, dem Farmer seinen Besitz billig abzujagen, indessen bietet aber die Land Spekulation in Amerika auf anderem Wege viel reichere Gewinne. Schließlich schieben ihnen die mächtigen Eisenbahnen einen Kiegel vor.

Der Land Spekulation ist in einem Lande mit so großen Gewinnchancen ein weiter Spielraum gelassen; das ist nicht nur natürlich, sondern für die Erschließung des Landes eine Notwendigkeit. Die Spekulation geht Hand in Hand mit frischem Unternehmungsgeist und öffnet weite Strecken der Bodenkultur. Selbst in deutschem Sinne zweifelhafte Unternehmungen haben in unerschlossenen Gegenden das Gute, die Urbarmachung in die Wege zu leiten und so der Zukunft des Landes von Nutzen zu sein. Das ganze gewaltige Eisenbahnsystem der Union ist auf Wagnis und Risiko aufgebaut. Das Unternehmen, welches die ganze Welt in Staunen setzte, die Schienenverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean, durch total unbekannte, wilde Gebiete, verdankt ihre Vollendung ruchlosem Wagemut; und dieser hat die unschätzbaren Reichtümer der Erde zutage gefördert, die blühenden Getreidefelder geschaffen. Noch heute werden in fast unbewohnten Landstrichen Gleise gelegt, von den Gesellschaften die ersten Bauten für ein Gemeinwesen errichtet. „Zuerst die Kirche, dann das Warenhaus, der Saloon — Schankwirtschaft —, die Wohnhäuser und zuletzt die Schule.“

Ein nicht geringer Teil der Farmer sind selbst waghalsige Spekulanten, meist erfolgreich, da ihnen die Kenntnis der örtlichen, einschlägigen Verhältnisse zugute kommt. Warum sollte ein „Ehemaliger“, der scharf um sich blickt, das nicht auch können? Wir sind im Zentralwesten, in den Staaten Missouri und Kansas deutsche Landwirte bekannt, die durch zeitgemäßen Kauf und späteres

Abstoßen ansehnliche Gewinne erzielt haben, mit sehr geringen Anlagemitteln.

Der alte, recht verbrauchte Spruch, den heute noch viele deutsche Einwanderer als Dogma mit über den Ozean bringen: der deutsche Michel sei ein für allemal der Reingefallene, ein trauriges Ueberbleibsel früherer Unmündigkeit und Abhängigkeit, ist in Amerika längst zur Fabel geworden und hat eigentlich seit dem Landen der ersten deutschen Pioniere keine Unterlage gehabt. Nicht auf dem Lande. Man sieht heute in Stadt und Land im Deutschen einen scharfen, wenn auch vorsichtigen Geschäftsmann, dem schwer beizukommen und demgegenüber Wachsamkeit am Plage ist. Im bottom, dem reichen Mississippitale im Staate Illinois, war vor 20 Jahren die überwiegende Anzahl der Farmen in irischen Händen, heute hat diese bis auf wenige Ausnahmen der deutsche Michel verdrängt. Fast alles „platt“.

Wie verwöhnt aber der amerikanische Farmer ist und wie wenig er — die Deutschen allenfalls ausgenommen — an seiner Scholle hängt, zeigt die seit einigen Jahren eingesezte Abwanderung nach Kanada. Dort sind die Bedingungen noch besser, der Boden reicher, das Klima gesunder, und ohne weiteres läßt der Yankee-Farmer alles liegen, um jenseits der Grenze „besser zu machen“. Man denke, daß im Jahre 1902 über 50 000 Landleute ihre Scholle verließen, um sich im Dominion anzusiedeln; langsam ist dann die Zahl gefallen, die sich im Jahre 1905 auf 43 328 und 1909 auf 32 252 stellte. Also Hunderttausende von Farmern und Farmhands innerhalb zehn Jahren. Und das meist aus den nördlichen Staaten. Die allmählich geringer werdende Anzahl der Deserteure ist nur ein schwacher Trost, der Verlust aller dieser schaffenden Hände ein unerseßlicher, ein schwer gutzumachender Schaden der amerikanischen Landwirtschaft. Man muß eben in Washington angefichts dieser Konkurrenz die Bundesländereien nun zu noch günstigeren Bedingungen anbieten. Die Landwirtschaft ist die stärkste Basis des amerikanischen

Nationalvermögens. Selbst in dem ganz kultivierten Staate New York mit seinen vollkommenen Transport- und Verschiffungsverhältnissen hat sich die Bewegung fühlbar gemacht — über 1000 Farmen sind verödet, die zu überaus vorteilhaften Bedingungen zu haben sind.

Inzwischen setzt der Südwesten alle Hebel in Bewegung, um seinen Landbau zu fördern, Texas, Arizona und New-Mexiko lassen kein Mittel unversucht, Landwirte heranzuziehen. Auch die Südstaaten, wo der Reger eigentlich nur im Baumwollfelde zu gebrauchen ist, suchen weiße Arbeitskräfte, um andere Kulturen zu pflegen. Im Staate Nord-Dacota werden schon längst Ansiedlungen in großem Maßstabe geplant, angesichts des nahen Kanada ist man aber noch nicht über das Projekt hinausgekommen. Die letzten großen „land-openings“ fanden im Rosebuddistrict des genannten Staates im Jahre 1904 statt.

Früher waren diese Landvergebungen mit allerhand Gewalttätigkeiten verknüpft, es wurden Rennen um den Besitz veranstaltet, und der Reiter des flinksten Pferdes stellte seinen „claim“ durch Abstechung eines Pfahles fest. Das war eine wilde verwegene Jagd, bei der es ohne blutige Schießereien selten abging, wo körperliche Kraft und Gewandtheit die Oberhand behielt. Auch Frauen nahmen im echten Western style an der Race teil, und Miß Ford, weit und breit als gefährliche Konkurrentin und sicherer Schütze bekannt, blieb oft Sieger, ihr gegenüber wurde auch der rauheste Ranger schüchtern. Neuerdings ist man von diesem, schönen, ritterlichem Brauche abgekommen, zum Ekel der old timers; jetzt entscheidet das Loß bei der Verteilung von Ländereien. Unständiger war jedenfalls die erstere Methode. So manche alte, schöne amerikanische Sitte muß dem Humanitätsbusel weichen. Tout comme chez nous!

Ein Beispiel, wie sich ein blutjunger Leutnant im Laufe einiger Jahre von der Farmhand — Landarbeiter — zum unabhängigen, gutstehenden Landwirt durchmauferte, soll hier Platz finden. Dieser junge Herr, der sowohl in

seiner pommerschen Garnison, wie in Berlin eine stattliche Anzahl Bären angebunden hatte, und diese nicht losmachen konnte, tat nach seiner Landung in Hoboken — der bekannten „Vorstadt Hamburgs“) — nicht, was so viele seiner Kameraden vorziehen, die in New York hängen bleiben und den letzten mitgebrachten Dollar verprügeln, nein, er fuhr direkt nach Nord-Dacota, wo er sofort Arbeit auf einer Farm annahm. Er biß in den sauren Apfel, hielt durch, bis ihm das Farmen eine angenehme Gewohnheit wurde, sah mit offenen Augen um sich und lernte Ackerbau und Viehzucht gründlich kennen. Schon nach sechs Monaten — in Amerika eine stattliche Arbeitszeit auf einem Plaze — wußte er sich durch einen Landagenten, der auf ihn aufmerksam geworden war und ihm günstige Offerten gemacht hatte, ertragfähiges Land zu sichern, zuerst als Renter — Pächter — und nach zwei Jahren als Besitzer. Sechs Jahre, nachdem er die erste Furche gepflügt hatte, unternahm er seinen ersten Trip nach der Heimat und setzte sich mit seinen weißen und schwarzen Gläubigern auseinander.

Die Arbeit und Stellung eines Farmarbeiters in Amerika ist von der eines deutschen Tagelöhners grundverschieden. Alle Feldarbeit: Pflügen, Säen, Eggen, Mähen, Binden usw. wird mit der Maschine verrichtet, ist also nicht schwer. Wer den gesamten Ackerbau, die Pferde- und Viehzucht gründlich kennen lernen will, tut besser, auf einer der großen Farmen zu arbeiten.

Die Farmhand verkehrt ganz und gar in der Familie

*) Hoboken hat längst den Spitznamen: Vorstadt Hamburgs. Als Anlegestelle der beiden größten deutschen Dampfergesellschaften, der Hamburg-A. P. A.-Gesellschaft (Hapag) und des Norddeutschen Lloyd (Bremen) wimmelt es dort stets von Deutschen und Hamburger und Bremer Seeleuten, so daß man sich in eine deutsche Seestadt versetzt glauben könnte. Die ersten Hotels gehören Deutschen. Die Piers aller anderen großen Kompagnien, wie der Englischen, Französischen, Amerikanischen, Spanischen usw. befinden sich auf der New Yorker Seite des Hudson.

des Farmers, ißt mit zu Tisch, hat ein gutes, reinliches Nachtlager und täglich drei warme kräftige Mahlzeiten. Der Lohn stellt sich gegenwärtig auf 20—30 Dollar monatlich, hat sich in den letzten Jahren um etwa 5 Dollar erhöht und ist im Steigen. Während der Erntezeit müssen die Landwirte in den meisten Staaten $1\frac{1}{2}$, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Dollar pro Tag bezahlen, um das Getreide rechtzeitig bergen zu können. Trotz diesen hohen Löhnen können sich viele die unentbehrliche Hilfe nicht sichern und jahraus, jahrein werden Klagen über nicht geborgenes und verdorbenes Getreide laut.

Zahlen sprechen eine beredete Sprache, und sie sollen hier dem Leser und etwaigen späteren Ansiedler einen Begriff von dem gewaltigen Umfang und dem ungeheuren Wert des Landbaues in den Vereinigten Staaten geben. Im Jahre 1906 hatten die Farmerzeugnisse an Ort und Stelle einen Gesamtwert von 6 800 000 000 Dollar oder 500 000 000 mehr wie im vorhergehenden Jahre, und über 2 000 000 000 mehr wie im Jahre 1900. Diese Ziffern stellen die fabelhaften Fortschritte der amerikanischen Landwirtschaft in den ersten sechs Jahren des 20. Jahrhunderts fest, werden aber noch namhaft überboten durch 8 400 000 000 Dollar im Jahre 1909. Die erste Stelle nahm der Mais mit 1 900 000 000 Dollar ein, der sich die Baumwolle mit über 895 000 000 Dollar anschloß, es folgten Heu im Werte von 735 000 000, Weizen mit 682 000 000, Hafer mit 420 000 000, Kartoffeln im Werte von 185 000 000, Gerste 84 000 000, Tabak in Höhe von 68 000 000 und schließlich Zuckerrüben mit 55 400 000 Dollar.

Welche Wirkung dieser gewaltige Aufschwung der Landwirtschaft in begünstigten Gebieten auf Handel und Verkehr ausgeübt hat, lassen folgende Ziffern erkennen: In den Südstaaten wurden im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, 1900—1909 inkl., 945 Nationalbanken gegründet, in Texas, Oklahoma und den Indian Territories 455 solcher Institute. Der Fortschritt dieser drei letzten,

noch vor 20 Jahren ganz unwirtschaftlichen Landesteile fällt besonders auf. Ein bezeichnendes Zeichen für die Kapitalkraft der Farmer ist die Tatsache, daß das Gründungskapital für diese Banken nicht etwa von großen Finanzinstituten, sondern von den Landwirten selbst aufgebracht wurde. In den südatlantischen Staaten, wo der Landbau die Industrie weit übertrifft, erhöhten sich in der genannten Zeitspanne die Bankdepósitos um 201,4 Prozent, während deren durchschnittliche Zunahme im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten sich auf 132,3 Prozent belief. In allen diesen Staaten beteiligten sich die Landwirte an den Bankgründungen. Der secretary of agriculture — Ackerbauminister — schloß seinen Bericht im Jahre 1907 mit folgenden Worten: „Der Farmer hat in den letzten Jahren seine Hypotheken abbezahlt und ist selbst in das Bankgeschäft gegangen.“

Hand in Hand mit der Blüte der Landwirtschaft geht das Wachstum der Eisenbahnen und umgekehrt. Das tritt bei der folgenden Statistik des Eisenbahnbaues zutage, die für die überwiegend landwirtschaftlichen Gebiete besonders günstig lautet. In den Zentralstaaten waren im Sommer 1909 496 Statutenmeilen — eine Statutenmeile etwas länger wie die englische Meile — im Bau begriffen und 311 Meilen kontraktlich vergeben. In den Nordstaaten stellte sich dieses Verhältnis auf 912 bzw. 864 Meilen. In den südatlantischen Staaten wurden 1816 Meilen gebaut oder kontrahiert, während 912 Meilen geplant sind. In den Golf- und Mississippi-Staaten heißen diese Ziffern: 1516 bzw. 1219 Meilen. Ein lebhafter Drang nach Kulturerweiterung liegt in den folgenden Zahlen in Bau begriffener, kontrahierter, sowie projektierter Schienenstränge: in den nordwestlichen Staaten 2913 bzw. 1516 Meilen, den südwestlichen Staaten 4115 bzw. 2913 Meilen. Die sehr geringe Meilenzahl im Bau begriffener oder projektierter Eisenbahnen in den schon mit einem dichten Netz bedeckten, ganz erschlossenen und stark bevölkerten New-England-Staaten von Maine

bis Maryland ist erklärlich und darf nicht zu falschen Schlüssen auf deren Wohlstand führen. In diesen Staaten waren Ende des Jahres 1909 48 Meilen Eisenbahnen im Bau und 8 Meilen geplant.

Die hier gegebenen Ziffern weisen nicht allein auf die glänzende Entwicklung der amerikanischen Landwirtschaft hin, sie zeigen auch, daß man überall in der großen Republik nicht still steht, nicht auf alten Lorbeeren ausruht, sondern Geist und Körper fleißig rührt und rastlos vorwärts strebt.

Wenn nun nach der Lektüre dieser Auslassungen der eine oder andere Offizier, der schon entschlossen war, nach Amerika zu gehen, zu der Ansicht neigt, daß der Landbau derjenige Beruf ist, der in der Regel zum Ziele führt und bei dessen Ausübung wirtschaftliche Nackenschläge am wenigsten zu fürchten sind, und vor allem, wenn er seinen Neigungen entspricht, so raffe er Geldmittel zusammen, was möglich, und suche sich mit einem Kameraden, der seinen Kurs auch westlich nehmen will, zusammenzutun! Gemeinschaftlich könnten sich die beiden leichter in die neuen Verhältnisse hineinfinden, sich gegenseitig ergänzen, und, falls sie selbständig eine Farm „starten“ könnten, wenig oder gar nicht auf Farmhands angewiesen sein. Die Landpreise in den Vereinigten Staaten sind naturgemäß sehr verschieden. Während noch heute im weiten Westen, in Nord- und Südwesten ertragsfähiges Land für 3—5 Dollar per Acker — ein Acker = 1,65 Morgen — zu haben ist, stellt sich der Preis in den nordatlantischen Staaten auf mehrere Hundert Dollar per Acker und fällt wieder weiter westlich. Der ganze Landhandel in der Union basiert nicht, wie in Deutschland, auf offiziellen Bodenschätzungen, die eine Stabilität der Preise bedingen, sondern der geforderte Preis und anerkannte Wert richtet sich nach allerhand Umständen. Unter diesen fällt der Wunsch des raschen Verkaufs und das Maß von Erfahrung und Kenntnis des Käufers und Verkäufers schwer ins Gewicht.

Es ist für jeden Newcomer durchaus erforderlich, genaue Informationen über Terrain, Lage, Eisenbahnverhältnisse usw. einzuholen, die er sich in New York verschaffen kann. Noch praktischer ist es, sich dieses Kenntnis vor Eintritt der Amerikafahrt im Deutschen Reiche einzuholen, die dort auf den amerikanischen Konsulaten bereitwillig erteilt wird.

Die mit der Landwirtschaft eng verbundenen Erwerbszweige bieten gleichfalls gute Chancen. Die Obst-, Blumen- und Gemüsezuucht, der Anbau von Kunstbaumpflanzen haben sich im letzten Jahrzehnt erfreulich entwickelt. In der Nähe großer Städte ersteht eine „nursery“ (Baumschule und Blumengarten) nach der andern.

Die ungemein wichtige Frage eines geregelten Forstwesens ist erst seit dem letzten Jahrzehnt in den Vereinigten Staaten aufgerollt, was angesichts des riesigen Walddreichtums und des sprichwörtlich gewordenen Waldfrevels wundernehmen muß, zugleich bekundet, wie sorglos man in der großen Republik mit dem Nationalvermögen verfährt.

Das Forst- und Jagdwesen liegt in „Uncle Sam's domain“ seit Menschengedenken im Argen, von irgendwelcher Walderhaltung und Wildschonung war keine Rede*). Allmählich, sehr allmählich ging in Washington ein Licht auf, und man fing an, einzusehen, welch ungeheuren Schaden diese sträfliche Nachlässigkeit dem nationalen Wohlstande zufügte. Endlich wurde auch die Aufmerksamkeit des Kongresses rege.

Wieder trifft hier der von mir wiederholt betonte Umstand zu, daß nur ein Volk, das fortwährend neue und reiche Erwerbsquellen vor sich entspringen sieht, über ein Jahrhundert gleichgültiger Zeuge solchen Frevels am nationalen Vermögen sein konnte.

Die furchtbaren Waldbrände und die vandalische

*) Die Folge ist u. a. das Verschwinden des amerikanischen Büffels — buffalo. . .

Niedersäbelung riesiger Bestände reichster Forsten hat den scheinbar unerschöpflichen Holzbestand derart gelichtet, daß unverzügliche Abhilfe nationale Ehrenpflicht war.

Schon hat das unheimlich rasche Schwinden des natürlichen Gebrauchsholzes die Blicke auf den Waldbreichtum Kanadas gelenkt, und so droht auch auf diesem Felde der Republik ein empfindlicher Wettbewerb von seiten des jugendlichen, nördlichen Nachbars.

Ungeachtet des aufrichtigen Willens der Bundesbehörden hier endlich Wandel zu schaffen, und bei dem Mangel erfahrener Forstleute in der Union könnten deutsche Offiziere sich in dieser Richtung eine angenehme und einträgliche Existenz schaffen. Wie mancher unter ihnen ist nicht ein echter und rechter Forst- und Weidmann oder besitzt alle Anlagen dazu. Alle diejenigen, welche sich jetzt dem Forstfach in den Vereinigten Staaten zuwenden, werden sich um die Erhaltung der noch gewaltigen Bestände und um die frische Aufforstung ein hohes Verdienst und folglich den Dank und die Anerkennung der Washingtoner Regierung erwerben.

Auch hier wäre es ratsam, gemeinschaftlich zu handeln, sich eingehende Auskunft in der Bundeshauptstadt einzuholen, der Sache auch theoretisch Aufmerksamkeit zu schenken, und sich dann an Ort und Stelle über alle Details schlüssig zu werden und dem Onkel Samuel Vorschläge zu machen.

Es gibt keine Regierung auf unserem Planeten, die dem, der in der Erhaltung und Erschließung der Landes-schätze mitwirken will, so bereitwillig entgegenkommt, wie die Bundesregierung in Washington. Da sich einmal wenig Bewerber einstellen werden, und Volk und Regierung stets geneigt sind, ihr Ohr gesunden Plänen und Vorschlägen zu leihen, und sie einer Probe zu unterziehen, würden deutsche Offiziere Gelegenheit haben, bahnbrechend zu wirken. Die seit einigen Jahren unternommenen Versuche, ein tüchtiges Personal von Forstleuten zu erziehen, haben nur geringen Erfolg gehabt, nicht wegen Unfähig-

keit der Aspiranten, sondern auf Grund des Mangels an solchen. Auf verschiedenen Universitäten und „Colleges“ werden jetzt Studenten zu diesem Behufe instruiert, es verlautet aber noch nichts darüber, ob sich diese in der praktischen Ausübung ihres Berufes bewährt haben.

Auf der Weltausstellung in St. Louis im Jahre 1904 erschienen eine Anzahl solcher „students“, um sich mit den lehrreichen Schauobjekten im Forstaustellungsgebäude und mit ihrer praktischen Verwendung vertraut zu machen. In erster Reihe sollten sie dem Waldanbau, der Irrigation zur Verhütung von Waldbränden und überhaupt der Erhaltung der Forstbestände ihre Aufmerksamkeit widmen. Ein Besuch der preußischen Forstabteilung mit den dort anschaulich demonstrierten Aufforstungsmethoden war in Aussicht genommen. Die jungen Yankee's aber sahen ihre Belehrung auf anderen Gebieten, ließen alles links liegen und konzentrierten ihr ganzes Interesse auf Jagdgewehre, Hirschfänger und andere Waffen, auf Wolfs- und Fuchsfallen, kurz auf Sportobjekte. Ein besonders Wissensdurftiger in dieser Richtung wollte sich trotz den Warnungstafeln von der Wirksamkeit einer Fuchsfalle überzeugen und hantierte so lange an ihr herum, bis er selbst der Fuchs in der Falle war. Laut brüllend wurde er unter dem wiehernden Gelächter seiner Kollegen, böse verletzt, befreit. Höchst befriedigt von der wertvollen Bereicherung ihres forstlichen Wissens verließen die jungen Masters die Halle.

Trotz der Begierde des Amerikaners, über alles und jedes unterrichtet zu sein und es besser wie andere Nationen zu machen, ist mit Rücksicht auf die immer erneut auftauchenden wirtschaftlichen Aufgaben in dem weiten Gebiete der Republik für jedes neue Objekt nicht immer genügend Zeit und Interesse vorhanden.

In diesem Umstande liegt die Erklärung, daß so viele zeitgemäße, notwendige nationale Aufgaben vernachlässigt werden.

Kapitel 6.

Die Pferdezuucht in den Vereinigten Staaten. — Ihre Geschichte und Entwicklung. — Das amerikanische Pferd im Kriege. — Die verschiedenen Schläge. — Zug- und Reitpferde. — Das Armeepferd. — Die Pferdezuucht als Beruf. — Pferderennen. — Horse shows und Zirkus. — Beispiele. — Rohe Behandlung. — Die Kavallerie in der Zukunft. — Das amerikanische das frommste Pferd der Welt. — Gute Aussichten für den Züchter.

Ein Feld der Betätigung, der Landwirtschaft eng verbunden, das besonders den Kameraden der reitenden und fahrenden Waffen zusagen sollte, ist die Pferdezuucht.

Wenn irgendwo das schönste, stolzeste und wahrste Wort, das je erdacht wurde: „Und alles Glück der Erde, das liegt auf dem Rücken der Pferde“, Anwendung findet, so ist es in Amerika. So über die schier endlose Prärie im Südwesten dahinfegen, nichts auf der Welt über sich als den lieben Gott, das ist ein so vollkommener Genuß, daß die obigen Worte gerade zu seiner Bezeichnung ausreichen. Fern liegt es mir, die Freuden des Quersfeldeinreitens in unserer norddeutschen Tiefebene oder eines Distanzrittes auch nur um ein Jota verkürzen zu wollen, die unbegrenzte Unabhängigkeit aber fehlt da doch.

Die Geschichte der amerikanischen Pferdezuucht ist leichter zu übersehen wie die der meisten Kulturländer, weil sie eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne umfaßt.

Ich werde mit dem Reit- oder Sattelpferde anfangen.

In den Jugendjahren der amerikanischen Republik war fast ausschließlich das Gebrauchspferd von Wert, das auf gefunden Beinen den Reiter über weite Distanzen durch

unwirtliches Terrain tragen mußte. Der Wunsch nach schönerm Neußern und stattlicher Aktion kam später.

Es waren vornehmlich die südlichen Staaten, insbesondere Virginia, die sich mit Pferdezucht befaßten. Schon damals wurde hier und da an Vollblut gedacht. Die besten Abnehmer waren die Nordstaaten, doch führten diese auch aus Kanada Pferde ein, die rücksichtlich der so benötigten Fähigkeit den Vorzug hatten. Dieses brauchbare kanadische Pferd war das Produkt importierter französischer Stuten und von Deckhengsten eigener Zucht und aus den New England-Staaten. Auch der Staat New York lieferte einige verdienstliche Beschäler.

Da die amerikanische Zucht zu damaliger Zeit ohne jede Methode betrieben wurde, pedigrees (Stammtafeln) also fehlten, fand man auch keine bestimmten Benennungen einzelner Zuchttypen, und das Gesamtprodukt wurde mit dem Namen *saddler* bezeichnet.

Der Vater der systematisch betriebenen Zucht des amerikanischen Reitpferdes ist der Deckhengst Denmark, der als Sohn des im Jahre 1832 aus England eingeführten Imported Hedgeford im Jahre 1839 geboren und 1844 in Fayette County im Staate Kentucky aufgestellt und zuerst der Stute Stevenson Mare zugeführt wurde. Diese Kreuzung brachte die Hengste Gaines Denmark, Rob Roy und Muirs Denmark. Der erstgenannte produzierte eine Nachzucht, aus der sich im Laufe der Zeit das als *standard horse* bekannte Reitpferd herauschälte, ein allgemeiner Typ ohne nennenswerte Abweichungen.

Dieses Pferd hat sich im amerikanischen Bürgerkriege vorzüglich bewährt; die langen, schwierigen forcierten Märsche auf denkbar schlechtesten Wegen, meist durch wildes, unbetretenes Gestein und Gestrüpp wurden mit nie versagender Ausdauer durchgeführt. Besonders auf seiten der Konföderierten, deren Reiterei der der Nördlichen in jeder Hinsicht — außer Anzahl, Lohn, Futter und Verpflegung — weit überlegen war, verrichtete dieser Gaul Wunder, und mancher dieser braven Vierfüßler hielt die

ganzen langen vier Jahre des Sezessionskrieges durch. Von dieser Kavallerie wurden Streifzüge unternommen, die angesichts des unwirklichen Terrains, der langen Dauer und der nie endenden Scharmüchel mit dem an Zahl überlegenen Feinde und hinsichtlich des Mangels an Pflege und Futter in der Kriegsgeschichte aller Zeiten nur vereinzelt ihres Gleichen finden. Die Raids der konföderierten Generäle Morgan und Forrest sind Leistungen erster Ordnung und sollten, wie die gesamte kavalleristische Tätigkeit im Bürgerkriege, mehr als bisher in deutschen Fachkreisen zum Studium anregen.

Als wohl einzig in der Geschichte dieses treuesten und nützlichsten Freundes der Menschen dastehendes Beispiel will ich hier feststellen, daß der bereits genannte, damals über 15 Jahre alte Gaines Denmark in die Reiterei der Südlischen eingestellt wurde, über drei Jahre lang alle Strapazen und Entbehrungen durchmachte, um nach beendetem Feldzuge — als Erzeuger erneut seinen Pflichten mit Erfolg nachzukommen.

Infolge der Uniformität des amerikanischen Sattelpferdes läßt sich leichter wie in anderen Pferde züchtenden Staaten durchschnittliches Gewicht und Größe feststellen. Das erstere beträgt 1,050 Pfund, die letztere 5 Fuß 2 Zoll.

Im Laufe der Zeit erkannte man in Amerika immer mehr den Wert frisch zugeführten Vollblutes und handelte danach. In einer im Jahre 1905 vorgenommenen Erhebung über den Vollblutgehalt von 1081 zur Schau gestellten Sattelpferden der National saddler breeders association — Nationale Vereinigung von Reitpferdezüchtern — stellte sich das folgende Verhältnis heraus: Ganz Vollblut waren 2 Pferde, 50 Prozent Vollblut 51, 25 Prozent 296, 12,5 Prozent 343, 6,5 Prozent 152 und 2 Prozent Vollblut 36 Pferde, während bei dem Rest der Gehalt nicht festzustellen war.

Die genannte Zuchtvereinigung ist bei den weiten Entfernungen zwischen Ortschaften und der dünnen Bevölkerung, namentlich in den Weststaaten, von großem

Werte, für die Entwicklung der Pferdezucht eine Notwendigkeit. Sie wurde im Jahre 1891 gegründet und bald ließ sich allenthalben die Wirkung ihrer Tätigkeit erkennen. Ihr Einfluß machte sich bereits im Jahre 1893 auf der Weltausstellung in Chicago fühlbar, wo kein Pferd, das nicht bei ihr registriert war, zu den hippischen Konkurrenzen zugelassen wurde.

Das in allen amerikanischen Betriebszweigen auftretende Bedürfnis nach Organisation macht nicht bei der freiwilligen Aufnahme Halt, es geht darüber hinaus und zwingt alle auf einem bestimmten Felde Wirkenden zum Eintritt in die entsprechende Organisation. Der Zwang, der, wie hier, durch Ausschluß vom öffentlichen Wettbewerb und durch Boykott ausgeübt wird, veranlaßt schließlich jeden Widerwilligen zum Anschluß. Die Mitglieder dieser Vereinigung verpflichten sich bei ihrem Eintritt, ihren Mitteln entsprechend, frisches Vollblut ihren studfarms — Gestüten — zuzuführen.

Die amerikanische Zucht von Wagenpferden ist, weil ihre Verwendung mehr Abstufungen erfordert, vielseitiger wie die der Reitpferde.

Das schwerste Wagenpferd in Amerika, der drafter — Zieher —, der 15—16 Hands — 1 Hand = 4 Zoll — hoch ist und 1600—1800 Pfund wiegt, zieht im Schritt die schwersten Wagenladungen. Als vollkommenster Typ dieses Schlages müssen die Zugpferde der großen Brauereien bezeichnet werden. Zur Zeit der Ausstellung in St. Louis fielen Besuchern die Pferde der Wm. S. Lemp'schen Brauerei auf, die hohen Gebrauchswert mit stattlichem Aeußeren verbinden. Die Sechsspänner dieser Brauerei sind ein prächtiger Anblick. Welche Anzahl von Pferden und welches Wagenmaterial der Betrieb einer der größten amerikanischen Brauereien erfordert, erhellt die Tatsache, daß die Wm. S. Lemp'sche 235 Bierwagenpferde und 185 Bierwagen ihr eigen nennt. Jeder, der einmal die mächtig aufstrebende Metropole am Vater der amerikanischen Ströme aufsuchen sollte, versäume

nicht, das Pferdmaterial und die Remisen dieser Brauerei in Augenschein zu nehmen.

Der nächstschwere Schlag ist der Expresser, der meist in großen Plätzen die schwer beladenen Expreßwagen und ähnliche Behälter zieht, und im Trabe seines Amtes waltet. Er ist 15,2—16,2 Hands hoch und wiegt 1250—1500 Pfund. In diesem Schlage befinden sich, den verschiedenen Anforderungen entsprechend, etliche Abstufungen.

Der Busser — bus = Omnibus — ist ein Gaul, der, seinem Namen getreu, einen solchen umfangreichen Wagen fortbewegt. Trotz hochentwickeltem Straßen-, Hochbahn- und Untergrund-Verkehr ist die bus in der Union noch heute in Großstädten ein beliebtes, in der Regel vom besseren Publikum benutztes Transportmittel. Ihre Haupttätigkeit entfaltet sie aber in anderer Richtung. An Sonn- und Festtagen begeben sich Tausende in der bus nach dem Picnic, dieser ausgesprochen amerikanischen Lustbarkeit im Freien. Der busser wird viel exportiert, und mancher Züchter in den Südstaaten verlegt sich vornehmlich auf seine Zucht. England ist sein bester Käufer. Dieses nützliche Tier ist in der Regel 15—15,2 Hands hoch und wiegt 1200—1400 Pfund, ein gedrungen gebautes zähes Pferd mit kurzen Pedalen.

Ein in Amerika viel beehrtes Wagenpferd ist der roadster — road = Landstraße —, der in schnellem Trabtempo leichte Behälter — sulkies, buggies usw. — zieht, 15,1—15,3 Hands mißt und dessen Gewicht sich auf 950 bis 1150 Pfund stellt. Er steht hoch auf seinen vier Beinen und zeichnet sich durch muskulösen, kurzen Rumpf aus. Er verbindet weit ausgreifende Aktion mit erheblicher Ausdauer und muß, wie der Pacer — Paßgänger —, als ein typisch amerikanisches Produkt angesprochen werden. Er ist für die zahllosen Geschäftsagenten, Ärzte usw. auf ihren weiten Reisen im Innern unentbehrlich.

Ein Komperativ des vorigen in Höhe und Gewicht ist das coachhorse, welches die auch in Deutschland unter diesem Namen bekannte Hochkutsche zwei-, vier- und sechs-

spännig, und andere räumliche Equipagen in Bewegung setzt. Obgleich stark und sehnig, erreicht es weder an Schnelligkeit noch Ausdauer den roadster. Dagegen setzt man bei ihm mehr Eleganz und hohe stattliche Aktion voraus. Die coach-Partien zu Kenn- und anderen sportlichen Unterhaltungen und zu Ausflügen, die für die Wohlhabenden das, was für die Massen die Picnics sind, haben überall in der Union Eingang gefunden, und so ist diese Klasse Pferde stark in Nachfrage, so stark, daß für die Ausfuhr nach dem Auslande fast nichts übrig bleibt. Also ein günstiges Gebiet für einen neuen Züchter. Der coacher muß ein volles, rundliches Exterieur haben, um zu seinem Gefährt zu passen.

Der Cob ist ein kleiner drahtiger Gaul, gewöhnlich 15,1 Hands hoch und 1000—1500 Pfund im Gewicht, er ist gewissermaßen eine Diminutiv-Ausgabe des vorigen, kompakter Bau und hohe, elegante Gangart sind Haupterfordernis.

Das Zuggpferdematerial der Bundesregierung besteht hauptsächlich aus Artilleriepferden; da nun für den Bedarf der Fußartillerie auf absehbare Zeit Sorge getragen ist, kommen für Zuchtzwecke nur Feldartilleriepferde in Betracht, unter denen für das Fuhrpferd 15,2—16 Hands Höhe und 1050 Pfund Gewicht erforderlich sind; Mittel- und Deichselpferde sollen ebenso hoch sein, aber 1200 Pfund wiegen.

Die Bundesregierung kauft diese, wie auch die Kavalleriepferde im Alter von 5—8 Jahren. Für letztere ist dasselbe Maß und ein Gewicht von 1050—1100 Pfund Bedingung.

Die Armeeverwaltung ist ein sehr unregelmäßiger Käufer, von einer gesetzlich festgelegten jährlichen Remonteausshebung oder auch nur von regelmäßigen Ankäufen ist keine Rede. Mit diesem Umstande muß sich der Züchter abfinden. Bietet sich indessen eine Verkaufsgelegenheit, wobei allerhand Einflüsse mitsprechen, so ist der Handel für den Züchter in der Regel ein sehr vorteilhafter, denn

Onkel Sam bezahlt hohe Preise. Der Onkel kauft aber nur „when there are funds“, und solche Fonds finden nicht immer die gesetzliche Verwendung, sondern verflüchtigen sich nach allen möglichen Richtungen und Taschen.

Wie schwankend die Ankäufe von Kavalleriepferden seitens der Bundesregierung sind, mögen folgende Ziffern dartun: Im Jahre 1899 wurden 219 727 Dollar für diesen Zweck, im darauffolgenden Jahre 371 044 Dollar verausgabt. Im Jahre 1901 stieg diese Summe auf 518 901 Dollar, um in den Jahren 1902—1909 sich zwischen 285 000 und 350 000 Dollar zu halten. Im letzten Jahre, dessen Ziffern mir nicht bekannt sind, wird die Summe auf Grund bewilligter umfangreicher Ankäufe bedeutend höher gewesen sein. Die hohe Ankaufssumme des Jahres 1901 ist der Reformation von fünf Bundes-Kavallerieregimentern außs Konto zu setzen, eine unmittelbare Wirkung des spanischen Krieges, der den Mangel an Reiterei auf amerikanischer Seite recht fühlbar gemacht hatte. Die Schwankungen in den anderen Jahren sind auf unregelmäßige Bewilligungen des Kongresses zurückzuführen.

Die Prüfung des anzukaufenden Materials ist oft recht oberflächlich, in Bausch und Bogen werden ganze Wagenladungen von dem Regierungskommissar gekauft. Die nicht mehr jungen Remonten werden in Depots untergebracht bis sie den Truppenteilen überwiesen werden. Der Aufenthalt in den Depots dauert viel zu lange, und da die Tiere dort nicht zugeritten werden und ganz ungenügende Bewegung haben, entwickeln sie sich zu wahren Mastvieh, dem das überflüssige Fett bei der Truppe mit Mühe abgetrieben wird. Die Pferdewächter in diesen Depots sind keine Kavalleristen sondern Zivilpersonen.

In viel höherem Maße wie die Amerikaner im spanischen Kriege, haben die Briten in den Feldzügen gegen die Buren den Mangel an zähen Kavalleriepferden empfunden. Die gerade in der ersten Hälfte des Krieges fühlbare Gefechts- und Manövrierüberlegenheit der Buren

war wesentlich eine Folge ihrer größeren Beweglichkeit, also die Wirkung eines flinken Pferdmaterials.

Heute ist die britische Regierung ein stetiger Käufer amerikanischer Armeepferde, wie Uncle Sam selbst. Da auch andere europäische Staaten sich anschicken, in größerem Umfange Dienstpferde in der Union zu erwerben, dürften sich die Aussichten für den Züchter in Zukunft noch erweitern. Das flinke, zähe Pferd der Feldartillerie ist das am stärksten begehrte Produkt amerikanischer Zucht, das Kavalleriepferd weniger.

Als aussichtsvolles Geschäft ist jedenfalls die Zucht des Wagenpferdes vorzuziehen.

Die in den Vereinigten Staaten zunehmende Popularität des Jagdreitens hinter den Hunden, das schon im Zentralwesten „style“ geworden ist, hat den Bedarf für Hunters gesteigert. Wie überall, muß dieses Jagdpferd ein starkknochiges Tier mit tiefer Schulter und stählernen Beinen, ein tadelloser Springer sein. „Spiz herauf und stumpf herunter“, sagt ein altes Kentucky-Sprichwort.

Damit wäre die bunte Reihe der Reit- und Zug-, Gebrauchs- und Luxuspferde, soweit sie für Zuchtzwecke in Betracht kommen, geschlossen und es bleibt nur noch das Range horse (Weidenpferd) übrig. Ein Vierfüßler, der auf der Prärie wild und ohne jede Kontrolle kreuzt und foht und ganz frei aufwächst. Von irgendeinem bestimmten Schläge kann also nicht die Rede sein. Diese Pferde werden gelegentlich umstreift, mit dem catcher gefangen und per Wagenladung an die Agenten der Großhändler verkauft. Das „Einbrechen“ geschieht gewaltsam. Nicht selten finden sich unter dem Range horses vorzügliche Tiere.

Die Pferdezücht in den Vereinigten Staaten ist nicht auf bestimmte Landesteile beschränkt, sie wird mehr oder weniger überall betrieben, doch stehen auch heute noch die Staaten Kentucky und Virginia als Zuchtstätten in erster Reihe.

Und nun zum amerikanischen Turf. Leider war der Rennsport durch grobe Mißstände so in Verruf gekommen,

daß eine Reihe von Staaten ihre Legislativen anwiesen, das Wetten zu verbieten und damit dem Unfug ein Ende zu machen. Von einer Prüfung in unserem Sinne war auf den meisten Bahnen überhaupt keine Rede mehr, ein ewiges Durcheinanderlaufen, vor dem Rennen feststehende Resultate, das ganze ein großes Geschäft zur Bereicherung der Unternehmer. Die Ausplünderung des Publikums nahm zuletzt eine solche Gestalt an, daß selbst dem Amerikaner, der ein guter Verlierer ist, die Geduld riß und er selbst auf das Wettverbot drang. Verschiedene meiner Freunde und ich selbst, langjährige, passionierte Freunde und Besucher des Turf, wir wurden schließlich durch die blöde, widerliche Art des Regulierens der Rennen so gelangweilt, daß uns das Interesse ganz und gar verlies.

Wie maschinenmäßig, rein geschäftlich, und ohne jeden sportlichen Ehrgeiz die Rennen in den letzten Jahren betrieben wurden, geht schon aus dem Umstande hervor, daß während der langen acht bis neun Monate dauernden Saison in allen größeren und Mittelstädten Tag für Tag 6—7 Nummern zu den lächerlich geringen Preisen von 300 bis 400 Dollar abgewickelt wurden. Tagtäglich sah man dieselben Schinder, die nichts weiter als die dürftige Verschleierung, die Dekoration des Betruges waren, „konkurrieren“. Das ist der Massen-Kennbetrieb in den Vereinigten Staaten.

Die großen klassischen in und um New York, Chicago, Louisville und anderen Kennzentren gelaufenen, mit 5000 bis 50000 dotierten „events“, wo das hochgezogene, vortreffliche Vollblut des Landes läuft, sind in der Regel reelle Prüfungen, die zum Besten der Zucht vorgenommen werden und mit dem oben genannten Humbug gar nicht in einem Atem genannt werden dürfen.

Der Durchschnitts-Kennbesucher in Amerika hat übrigens keine Ahnung, daß der eigentliche Zweck der Pferderennen die Vervollkommnung der Landespferdezucht ist.

Diese Schwindeleien oder besser ihre Wirkungen trieben die bedeutendsten Züchter und Rennstallbesitzer nach Europa. Zuerst Vanderbilt und Crocker und dann die Whitney, Keene, Haggin u. a. verpflanzten ihre Ställe nach England und Frankreich, wo sie den besten Produkten erfolgreich Konkurrenz machen.

Die Krisis auf dem amerikanischen Turf trat ein, als Rennstallbesitzer, Trainer und Publikum zu der Ueberzeugung kamen, gegen die alliierten Buchmacher und Jockeys nicht aufkommen zu können, daß sie auf die Dauer den kürzeren ziehen müßten. Als die unwahrscheinlichsten, alle Form auf den Kopf stellenden Resultate sich mehreten, der Betrug immer unverschleierter getrieben wurde, sannnen die Bahnbehörden auf Mittel, dem Unfug zu steuern. Es war nicht leicht, solche zu finden. Schließlich kam man auf die Idee, die Jockeys während der Rennen einer genauen Kontrolle zu unterwerfen. Zu diesem Behufe postierte man längs der Bahn in Zwischenräumen von 2 Furlongs (1 Furlong = 200 Meter) bezahlte Wächter, die das Reiten der Professionals prüfend verfolgen sollten. Anfänglich schien das Mittel Wirkung zu haben, die Resultate entsprachen mehr der Form und Klasse der Pferde, und schon frohlockten die Rennstallbesitzer. Die Freude war nur kurzlebig, denn die alte in Amerika unausbleibliche Wendung trat ein: die watchmen wurden von den Buchmachern aufgekauft und die allgemeine Ausplünderung setzte mit erneuter Kraft und Frische ein.

Der Buchmacher ist in Amerika wie in England ein beglaubigter Geschäftsmann, der seine Bureaus (offices) mit zahlreichem Personal hat, Steuern bezahlt, also einen legitimen Beruf ausübt bis — das Wetten gesetzlich verboten wird. Oft sind die Buchmacher auch Broker, Banker und haben Zugang zur Börse — Exchange.

Nun griffen die Trainer zu dem Mittel, kurz vor dem Start die Reiter zu wechseln, auch das wirkte anfänglich, gab aber bald zu den wildesten Szenen Anlaß. Der Ring der Jockeys und Buchmacher schloß sich fester

zusammen und Ersatzreiter waren nicht aufzutreiben. Man stand auf dem alten Point, das Publikum war der Sache satt und das Wettverbot erfolgte. Dieses war vielen alten Bahngästen unbequem, das große Publikum aber war zufrieden, der Aerger war allein auf seiten der Turfleute von Profession.

Auch in Europa ist der Rennbetrieb durchaus nicht einwandfrei, nur ist man vorsichtiger. Nur zu leicht entschlüpft dem enttäuschten Wetter das Wort Schiebung, ein Ausdruck, mit dem auf deutschen Bahnen ein heillosler Mißbrauch getrieben wird. Aber mit einem kräftigen Fluche hat die Sache in Deutschland in der Regel ihr Bewenden. Der lebhaftere Franzose dagegen läßt sich leicht zu lärmenden Auftritten verleiten. Im Jahre 1889 war ich in Saint Ouen, der bekannten Hindernisbahn bei Paris, die Notabene manchem Berliner in der kommenden Saison ein gut Stück Geld kosten wird, Zeuge eines Auflaufs, der zu Gewalttätigkeiten führte. Die aufgeregte Menge stürmte aus der Pelouze in den Paddock und auf die Tribünen, wo bekannte Sportsmen, einige Offiziere und die Buchmacher tätlich angegriffen wurden. Im vorigen Jahre hat sich das in Longchamps in weit schlimmerer Weise wiederholt. Der Amerikaner tut von alledem nichts, er nimmt sich vielleicht — help your self — den größten Spitzbuben gelegentlich persönlich vor. Wittert die Presse weitgehende Unzufriedenheit, so regnet es Proteste, gepfefferte Artikel mit dem Namen der Delinquenten erscheinen, und hilft auch das nichts, wird zu dem obigen radikalen Mittel gegriffen. Es ist erwiesen, daß das große, keine Rennen besuchende Publikum das Wettverbot durchgesetzt hat; der regelmäßige Rennbesucher in Amerika sieht im Rennsport eine Art Lotteriespiel, wo vor allem der Zufall, die Chance mitspricht, und verlangt nur ab und zu einen großen Treffer.

Die Pflege und das Training des Rennpferdes in Amerika, besonders vom Fohlen zum Fährling und zum Zweijährigen ist im Gegensatz zu dem rohen „Einbrechen“

des Gebrauchspferdes human und geduldig. Der stable lad, oft ein Farbiger, hängt mit ganzem Herzen an seinem Pflingling und behandelt ihn mit großer Sorgfalt. So wird beim ersten Anlegen des Zaumes und Sattels ohne jeden Zwang, mit Zuspruch und Ueberredung zu Werk gegangen.

Auf den zahlreichen, überall in der Union eingeführten Horse shows tritt meist vorzügliches Material in Wettbewerb; dieses ist in der Regel viel besser, wie die Leistungen der Fahrer und Reiter. Auf diesen Schauspielen spielt allerlei Beiwerk, tändelnde Aktion — prancing — forcierte Kopf- und Schweifhaltung, glatte Frisur und glänzende Adjustierung eine größere Rolle, wie reelle hippische Leistungen. Bei der Preisverteilung spricht namentlich der durch die Damentwelt diesem oder jenem „lion“ gespendete Applaus, wie die Persönlichkeit des Konkurrenten ein gewichtiges Wort mit.

Der amerikanische Zirkus ist ganz auf den Geschmack des Publikums zugeschnitten und weicht in seinen Vorführungen wesentlich vom deutschen ab. Neben erstaunlichen, oft tollkühnen Leistungen und Wagemühen viel Blendwerk. Die gleichzeitig in drei Manegen in einer Riesensarena, wie dem Madison Square Garden in New York, vorgeführten, zahllosen „Performances“ mit einer Ansammlung von Licht- und Knalleffekten verwirren den Zuschauer, dessen Auge nicht stetig auf einem Punkte ruht, sondern von Licht zu Licht, von Knall zu Knall schweift. So entgeht ihm die Dürftigkeit der einzelnen Vorführungen.

Die amerikanische „show“ — das Wort Schau deckt den Charakter des Unternehmens nicht ganz —, die durch das ganze Gebiet des großen Freistaates zieht, führt sich bei ihrer Ankunft mit einem buntschillernden, endlos langen Straßenumzuge beim Publikum ein, das sich in Massen einfindet und besonders der durch Dampf erzeugten Brüllmusik lauten Beifall spendet. Ein Imponderabile

des Zuges ist eine berittene Abteilung, in der sich, vorzüglich nachgeahmt, alle Herrscher der Welt befinden.

In den öffentlichen Parks und „drives“ der großen Städte sieht man geschmackvolle und vorzüglich gespannte Gefährte jeder Observanz. Schöne Reitpferde, namentlich unter Damen, sind zahlreich vertreten. Da stößt man denn auf die manchem Reichsdeutschen merkwürdige Erscheinung, daß die „erzentrifchen“ Amerikanerinnen immer mehr von dem Sitz nach Männerart, der sich seinerzeit, wie alles ungewöhnliche, schnell eingebürgert hatte, zurückkommen, und sich dem alten, graziösen Damensitz wieder zuwenden. Die Haltung der Amerikanerin zu Pferde ist im allgemeinen sicher und anmutig. Das Gesamtbild aber wird dem Freunde des edlen Reitsports nicht wenig durch den berüchtigten, amerikanischen Zuckelschritt, oder besser Trab, der sich in dem sonst prächtigen Milieu breitmacht, verkümmert. Das trifft namentlich viele der Herren, denen die Geduld fehlt, ihren Pferden eine stetige, ruhige und vornehme Gangart beizubringen.

In den zahlreichen riding-schools — Tattersall — hat mancher Ehemalige gutbezahlte Stellung gefunden, die ihn in den Stand setzte, sich selbständig zu machen. Der Anfang ist aber immer die unvermeidliche Arbeit des stableman — Stallknecht —, der Reitlehrer kommt später.

Wie es sich lohnt, auszuhalten, lehrt das Beispiel eines früheren preußischen Garde-Mlanen-Offiziers, der seine Pferde- und Reitkenntnis als wirksamstes Mittel zum Fortkommen betrachtete, und bald nach seiner Landung in der größten Reitschule New Yorks Anstellung suchte und fand. Der amerikanische Manager oder chief pflegt sein Personal genau zu beobachten. Nach sechs Monaten harter Arbeit im Stalle, die ihn von der Pferde- und Reitkunst und der tadellosen Haltung des Herrn von B. überzeugt hatten, machte er diesen zum Zureiter und bald darauf zum Reitlehrer. Diese Eigenschaft brachte ihn in Verkehr mit den sportfreudigen ladies und girls des Gathamer Nordende, denen er Sicherheit, eleganten

Sitz und Haltung im Sattel beizubringen mußte. Auf Grund seiner guten Erziehung, seine äußere Erscheinung war kein Hindernis, wurde er schnell unter den Damen beliebt, was seine Stellung unendlich festigte. Da Herr von B., nun schon Jahre in seiner Position, nach wie vor seinen Dienst ernst nahm, das ihm anvertraute Pferdmaterial in bester Verfassung hielt, sich auch nicht, wie mancher seines Zeichens, auf Intimitäten mit seinen Schülerinnen einließ, glaubte der Manager für sein Geschäft nichts besseres tun zu können, als ihn zum *chef riding master* zu machen. Eine Vakanz kommt dann immer. Das war genau 4 Jahre und 2 Monate nach der Landung des Herrn von B. in Amerika. Die mit einer solchen hochdotierten Stellung in Amerika verbundenen Nebeneinnahmen ergaben ein reiches jährliches Einkommen. Hätte Herr von B., wie leider so mancher seiner Kameraden, die ersten harten sechs Monate nicht durchgehalten, so wäre er noch heute nach vielfachem Stellenwechsel, wenn nicht schlimmer, in derselben Lage wie unmittelbar nach Betreten der Republik.

Die Behandlung des Gebrauchspferdes läßt in Amerika in Stadt und Land viel zu wünschen übrig. Das Pferd ist der treueste Arbeitsgehilfe des Menschen, kein Haustier unterstützt ihn so wirksam im Broterwerb. Ungleichgültigkeit und Unwissenheit, seltener Bosheit, sind es, worunter der amerikanische Gaul zu leiden hat. Warum hat er von allen amerikanischen Nutztieren die meisten Gebrechen? Die Erklärung ist bald gegeben. Das Pferd steht mehr wie ein anderes Haustier unter der direkten Fuchtel des Menschen und muß daher stündlich dessen Launen über sich ergehen lassen. „Von morgens früh bis abends spät im Geschirr,“ sagt der bekannte amerikanische Züchter James Carroll, „muß es die letzte Kraft für seinen Herrn einsetzen. Die ihm dabei angetane brutale Behandlung hat die Wirkung gehabt, daß willige, lammfromme Tiere störrisch und bössartig geworden sind. Ein Tier mit so feinem Instinkt wie das Pferd, wird

durch die Behandlung schnell beeinflusst, es wird willig und anhänglich bei einem guten, und voller Tücke bei einem schlechten Herrn.“ Das amerikanische Pferd ist von Hause aus bekanntlich ungemein fromm und zutraulich.

Es muß wundernehmen, und ist ein weiterer Beitrag zu dem schier unerschöpflichen Thema: Widerspruch im amerikanischen Volkscharakter, daß der praktische, scharf auf seinen Gewinn ausgehende, dabei herzlich gutmütige Amerikaner diese Eigenschaften bei der Behandlung seines wertvollsten lebenden Brotgewinners oft völlig vermissen läßt. Denn er richtet diesen mit Gewalt zugrunde und beraubt sich dadurch einer wirksamen, geschäftlichen Hilfe.

Das ganze Wesen des amerikanischen Geschäftslebens, das endlose Sputen, Eilen und Hetzen trägt zu dem frühzeitigen Ruin des Pferdes bei. Der driver — Fuhrmann — eines Geschäfts muß unter allen Umständen innerhalb einer gewissen Zeit die Fracht abliefern. Der Gaul, den ganzen Tag bei schwerer Arbeit im Geschirr, kann nicht mehr, so müssen Peitschenhiebe den letzten Rest seiner Kraft aus ihm herausholen. Nirgends sieht man so viel niedergebrogene Pferde wie in der Union, und nirgends wird durch diese der Straßenverkehr so behindert wie dort. Die Fuhrleute fahren mit Vorliebe auf den Gleisen der Straßenbahn — die Lastwagen haben dieselbe Spurweite —, die Natur fordert ihre Rechte, das Gespann bewegt sich nicht mehr von der Stelle, und der Verkehr stockt. Bald sind Duzende von „Cars“ aufgestaut, bis — es dem Motor des vordersten Wagens gelingt, das festgebannte Fuhrwerk vom Gleise zu schieben.

„Das Folttern des Pferdes“, sagt Carroll, „nimmt beim Anspannen seinen Anfang. Da ist der Aufsatzzügel, die Erfindung eines eitlen unvernünftigen Menschen, der das Tier zwingen wollte, seinen Kopf zu verdrehen. Dieses lederne Instrument, unter dessen Zwang der Gaul Hals und Kopf beständig in forcierter unnatürlicher Lage halten muß, hinderte ihn, seine ganze Kraft einzusetzen, sich zu strecken und voll ins Geschirr zu gehen.“ Der Hirschhals,

besonders häufig bei dem oben erwähnten „roadster“ ist die unmittelbare Wirkung des Aufsatzzügels. Daß dieses Folter- und Arbeiterschwerungsmittel das Stolpern und Stürzen verhindere, wie zur Entschuldigung behauptet wird, ist Unsinn. Das Gegenteil ist wahr. Die gezwungene, verzerrte Kopfhaltung macht das Pferd unsicher und leichter dem Straucheln ausgesetzt. In Deutschland sieht man diese Folter selten. Mit der unsinnigen Scheuklappe, die eine ganze Klasse scheuer, unruhiger Pferde geschaffen hat, fängt man endlich in Amerika an, aufzuräumen.

„Ruhen ist halbe Fütterung“, es wird aber aus Bequemlichkeit recte Faulheit in Amerika sträflich vernachlässigt. Die Folge sind zunehmende Hautkrankheiten. Auch das Reinhalten der Ställe läßt zu wünschen übrig, und mir sind Fälle bekannt, wo auf irischen Farmen in Illinois durch Anhäufung alten, faulen Mistes die Maulke ausbrach.

Mit der Eintönigkeit des Futters hat man endlich gebrochen — Mischungen von Mais, Gerste und Roggenstroh mit Hafer und etwas Kleie, alles leicht verdaulich, haben sich bestens bewährt.

Schließlich will ich betonen, daß, so lange in Amerika die Meinung herrscht, das Pferd sei nur eine Arbeitsmaschine, nichts wie ein Erwerbsmittel, aus dem jedes Pfund Kraft gewaltsam herausgepreßt werden muß, so lange wird die brutale Behandlung andauern, die das Pferd früh arbeitsunfähig macht und die folglich den Besitzer am empfindlichsten schädigt.

Diese nur den momentanen Vorteil im Auge habende Abnutzungswut, die den reichsten Wald- und Wildbestand vernichtet, ganze Fischsorten wertvollster Art ausrottet, gewinnbringende Kohlen-, Del- und andere Gründe dem Raubbau ausliefert, und die das gewaltige und prachtvolle Naturwunder Amerikas, die Niagarafälle, um schönen Geldgewinn dem Untergang preiszugeben droht — diese Zerstörungslust um zeitlichen Gewinn ist in Amerika noch nicht im Schwinden.

Wie fromm und gefügig das amerikanische, wild aufgewachsene Präriepferd ist, weiß ich selbst aus langjähriger Erfahrung. Hier ein Beleg: Auf einem Transport von 400 Pferden, den ich — mit Unterbrechungen — von Greenwood County im Staate Kansas nach dem Hafen Galveston in Texas — am Golf von Mexiko — brachte, hatte ich fünf farbige Begleiter, die neben und vor dem Rudel ritten; ich ganz hinten. Immer acht Pferde an einer Koppel. Keine Störung, kein Beißen und Schlagen weder beim Laufen noch beim Füttern, Tränken und Lagern, kein Zerren am Halfter. In der Gluthitze fielen zwei, die andern kamen frisch mit unverbrauchten Pedalen an. Da dieses Pferd unabhängig und ohne Zwang und Druck aufwächst, kennt es kein Mißtrauen, hat große Zutraulichkeit. Die Leichtigkeit, mit der acht Pferde ohne Störung an einer Koppel marschieren, ist staunenswert, eine Folge der von Jugend auf gewohnten Selbstständigkeit. So schwer oft das erste Einbrechen ist, sowie das junge Pferd sich an das gemeinschaftliche Laufen gewöhnt hat, ist es lammfromm und gefügig.

Ich möchte dieses Kapitel so schließen: Trotz Dampf- und elektrischen Bahnen, trotz Kraftwagen und Rädern, wird das Pferd in absehbarer Zeit seinen Nutz- und Benützungswert nicht verlieren.

Im modernen Krieg ist das Pferd unerseßlich. Erhaltung der Verbindung zwischen Armeekorpern, Erkundung der feindlichen und Verschleierung der eigenen Truppenstellungen und Bewegungen, Deckung der andern Waffen im Gefecht, und Schutz der Proviantnachschübe werden in zukünftigen Feldzügen die Hauptaufgabe der Kavallerie sein, und für die Bespannung der Artillerie und des Trains ist noch kein Ersatz für das Pferd gefunden.

Im Groß- und Kleinbetrieb in Stadt und Land wird das Pferd niemals durch die Maschine verdrängt werden, die überall auf eine Grenze ihrer Tätigkeit stößt. Das alles ist so selbstverständlich, daß es nicht erst betont werden brauchte, um den Mörglern an Aufwendungen für unsere Landespferdezucht den Mund zu stopfen.

Im Sturzacker, Getreidefeld und Gestrüpp, geschweige denn im weglosen Walde und schwierigem Gelände, worüber gute Kavallerie und einzelne Reiter immer hinwegkommen, versagen Autos und Räder vollkommen. Während das Pferd wie der Mensch nach erhaltener Verletzung und Verwundung sich fortbewegen kann, brechen diese modernen Transportmittel bei der geringsten Störung hilflos zusammen.

Die amerikanische Pferdezucht, deren Produkte immer stärker vom Auslande verlangt werden, hat eine große Zukunft. Sie bietet dem deutschen Ansiedler ein reiches Feld gewinnbringender Tätigkeit, besonders aber dem Kenntnis, Liebe und Verständnis für das Pferd vereinigenden Offizier!

Kapitel 7.

Die Weltausstellung in St. Louis. — Ihre Anziehungskraft. — Enttäuschungen. — Die offizielle deutsche Vertretung. — Das deutsche Haus. — Presse. — Vertreterinnen. — Die Wächter der öffentlichen Ordnung. — Unkenntnis der englischen Sprache. — Absperrungen. — Her Highness Princess Alice. — Die Ruinen der Worlds Fair. — Deutsche Erinnerungen.

Die Weltausstellung in St. Louis hat auf viele gebildete Deutsche, manchen Offizier darunter, Anziehungskraft ausgeübt. Die meisten sind schwer enttäuscht worden, denn sie glaubten, ohne weiteres leichte und lohnende Beschäftigung zu finden. Manch einer, der mit geschwellten Hoffnungssegeln in den Riesenbahnhof der heiligen Ludwigstadt einlief, sah sich bald mit beschnittenen Flügeln vor die Alternative gestellt, hart körperlich zu arbeiten oder zu hungern. Diese Hoffnungen erwuchsen meist aus dem Gedanken, „daß doch starker Mangel an geeigneten Kräften herrschen müsse“, eine Ansicht, die sich nicht hätte einstellen können, wenn man vorher aus zuverlässiger Quelle Informationen geschöpft hätte. Man wäre dann inolge des massenweisen Zulaufes auf Ueberfluß, nicht auf Mangel gestoßen. Diejenigen, die sich von der Ausichtslosigkeit glänzender Positionen schnell überzeugten, nicht lange sackelten und die erste beste Arbeit aufnahmen, kamen noch glimpflich davon, andere, die auf „Passendes“ warteten, mußten mit leerem Magen bis zum Schluß der Worlds Fair und noch länger hoffen und harren.

Neben dem Umstande, daß der deutsche Offizier und der Gebildete vom Zivil heute viel verwöhnter sind wie vor 30 Jahren, und folglich bedeutend höhere Ansprüche

aus Leben stellen, stand den meisten, die auf bessere Dinge hofften, der gänzliche Mangel der englischen Sprache im Wege. Man geht doch wahrlich im Deutschen Reiche seit dem Sommer des Jahres 1888 mit der Zeit mit, das Praktische ist in dieser Periode wirksam gefördert worden, die Erkenntnis aber, daß die englische doch nun einmal die Weltsprache ist, und ihre Beherrschung im Auslande, besonders in Amerika, namhafte Vorteile in sich schließt, diese Erkenntnis ist scheinbar nur in wenige Kreise gesielet. Es ist erstaunlich, wie verschwindend wenige gebildete, auch nur mit den Anfangsgründen der englischen Sprache ausgerüstete Deutsche in der Union landen.

Seit dem Einflusse, den französisches Geistesleben, Literatur, bildende und darstellende Kunst im 17. und besonders im 18. Jahrhundert in ganz Deutschland übten, ist die französische Sprache dort gewissermaßen traditionell geheiligt. Man sollte sich aber endlich doch darüber klar werden, daß im Weltverkehr das Englische dem Weltschen längst den Rang abgelaufen hat, und folglich im Unterricht — öffentlich und privat — die erste Rolle unter den modernen Sprachen spielen sollte.

In den offiziellen Zweigen der vortrefflich organisierten, reichlich und solide, ja glänzend beschickten und ausgestatteten deutschen Ausstellung machte sich dieser Mangel störend fühlbar. — Vom Personal des Reichskommissariats bis zur Bedienung im Deutschen Hause. Die aus Berlin importierten königlichen Hofdiener, die im Deutschen Hause als Aufseher das besuchende Publikum über das Ausgestellte unterrichten sollten, konnten sich ums Leben nicht verständlich machen und mußten in ihrer Bedrängnis zu allerhand Zeichen und Gebärden Zuflucht nehmen, was zu heiteren, aber auch zu peinlichen Szenen führte.

Während die von Reichs wegen hinübergeschickten Beamten dieser Unkenntnis wegen ihren Pflichten nur schwer genügen konnten, war ein namhafter Teil der Aussteller und ihrer Vertreter imstande, ihre Geschäfte

in der Sprache des Landes abzuwickeln. Diese Kenntnis bezahlte sich reichlich auf der Worlds Fair. Sie ist eine der Ursachen der Erfolge des deutschen auswärtigen Handels, und Yankee und Briten stimmen in der Ansicht überein, daß diese Eigenschaft ihres deutschen Konkurrenten ihnen in Kanada, den britischen Kolonien und in Mittel- und Südamerika geschäftlichen Abbruch tut. Nicht auf deutschen Schulen, wo die Lehrer die fremden Sprachen, in denen sie unterrichten, nur mangelhaft beherrschen, sondern im praktischen Leben haben die meisten deutschen Geschäftsleute sich ihr Englisch angeeignet. Ja, wenn wir überall in der Welt soweit wären, wie die Deutschen in manchen Teilen des Nordwestens der Vereinigten Staaten, in Brasilien und vielen Gebieten in anderen Erdteilen, wo sie ihrer Umgebung ihre Sprache aufzwingen, dann wäre das nicht nötig. Aber daran ist nicht zu denken; wenn auch Briten und Amerikaner, besonders die letzteren, den Wert der deutschen Zunge im Weltverkehr einzusehen anfangen und danach handeln, d. h. sich und ihre Angehörigen damit vertraut machen.

Der deutsche Kellner genießt weit und breit den Ruf, ein internationales Wesen zu sein, das überall zu Hause, in jeder Ecke unseres Planeten zu finden ist und sich in allen möglichen Zungen verständlich machen kann. Was nun den letzteren Teil dieser Charakterisierung anbetrifft, so waren die im Restaurant des Deutschen Hauses dienenden Geister eine Ausnahme, und Spaßvögel vertraten sogar den Gedanken, daß mit peinlicher Sorgfalt solche für Amerika ausgesucht worden wären, die ausschließlich in ihrem engsten heimischen Jargon, dem ausgeprägtesten „Berlinerisch“ sich auszudrücken vermochten. Dieser unbegreifliche Mißgriff hat dem sehr verschwenderisch, aber für die Gäste gut geleiteten Speiseinstitut viel Schaden getan, denn nach einmaligem Besuche kamen die Amerikaner, welche die hohen Preise — die höchsten auf der Welt-Ausstellung — leicht tragen konnten, nicht wieder. In solchen Fällen beschwert sich der Yankee nicht, sondern

bleibt fort. Eine aus etwa zwanzig Personen aus dem Staate Ohio bestehende erstklassige „party“, die das Beste aus Küche und Keller des „German house“ genießen wollte, mußte nach total erfolglosen Verständigungsversuchen ihre Absicht aufgeben und den Rückzug antreten. Deren Freunde wurden vor ähnlichen aussichtslosen Versuchen gewarnt; diese Eigenart des deutschen Restaurants sprach und schrieb sich herum, und die Wirkung waren schwere Verluste des Etablissements. Zu diesem Uebel gesellte sich ein anderes, dem Geschäfte nach weniger einträgliches Moment, der weitgehende, urteilslose Kredit. Schmarotzer, neben Dieben, Schwindlern und Hochstaplern ein fester Annex jeder Welt-Ausstellung, haben für alle „gratis“ eine feine Fährte, und zahlreich stellten sie sich ein, an dem reichlichen Freitisch teilzunehmen. Bedauerlicherweise machten auch Reichsdeutsche, die mit reichlich bemessenen Tagegeldern Sinecuren beim Kommissariat genossen, von dieser Gelegenheit weitgehenden Mißbrauch.

„Was dem Herrn Bartlos recht, ist mir billig, sehr billig“, dachte eine internationale jüdische Schwindlerin, die die Stirn hatte, sich als Baronin von Bieberstein beim Reichskommissär und überall dort, wo sie kostenlose Annehmlichkeiten witterte, einzuführen; vier Monate speiste sie „auf Kredit bei Cons“ aus Gründen, die ich nicht enträtselt habe. Diese Person, die später in Wien als Hochstaplerin beider Hemisphären verhaftet und unschädlich gemacht wurde, erhielt Einladungen zu allen offiziellen Festlichkeiten des Reichskommissariats, während hochangesehene Deutsch-Amerikaner ignoriert wurden. Sie blieb auf alle Fragen, welchem Zweig dieser hochangesehenen preußischen Adelsfamilie sie angehöre, die Antwort schuldig und suchte ihre Eigenschaft als Berichterstatter bedeutender Zeitschriften und Tageblätter durch Erschnorrung von Artikeln zu erhärten. Verschiedene damals in St. Louis anwesende deutsche Schriftsteller und Vertreter der Presse beiderlei Geschlechts sind von ihr mit Erfolg als Opfer ausgesucht worden. Auch der Verfasser ist im Besitze etlicher ihrer

Bettelbriefe, in denen sie ihn darauf aufmerksam macht, daß sie nicht abgeneigt sei, Beiträge und Bearbeitungen aus amerikanischen „Periodicals“ von ihm entgegenzunehmen. Ich ließ mich indessen auf nichts ein, denn ihre Stilübungen ließen die Verbindung auch mit dem dürftigsten Käseblättchen als unwahrscheinlich erscheinen.

Die deutschen Aufseher in der Ausstellung selbst unterschieden sich günstig von denen anderer Nationen. Es waren fast ununterschiedlich Leute, die schon länger in Amerika lebten, das Publikum richtig anzufassen wußten und im Gegensatz zu den aus Berlin importierten Livreebedienten United States sprachen. An diese Beamten traten eigentümliche Zumutungen heran von Besuchern, die aus alter, lieber Gewohnheit einen „Seitenverkauf“ der ausgestellten Gegenstände durch den Aufseher nur natürlich und für beide Teile praktisch und „entsprechend“ fanden, d. h. auf gut Deutsch versuchten, die verantwortlichen Beamten zur Unterschlagung und zum Diebstahl zu verleiten. Das Kommando über das gesamte deutsche Aufseherpersonal lag in den Händen eines ehemaligen Bockheimer Husaren-Offiziers, des liebenswürdigen, tabellos gedrehten Gatten einer noch liebenswürdigeren Schauspielerin.

Die allgemeine Ausstellungspolizei war das diebischste und unfähigste Korps, das jemals zu solchem Zwecke formiert worden ist. Schon in den ersten Wochen der Fair reichte sich Einbruch an Diebstahl und umgekehrt, ohne daß es diesen als Jefferson-Guards bezeichneten Wächtern der öffentlichen Sicherheit gelungen wäre, einen einzigen der Spitzbuben zu ertappen. Schließlich wurden die Zustände so unerträglich, daß sich der Kommandant, ein Mr. Kent, endlich veranlaßt sah, einzuschreiten, seinen Leuten schärfer auf die Finger zu sehen und die Truppe von zweifelhaften Elementen zu reinigen. Diese Reinigung scheint aber nur recht mangelhaft gewesen zu sein, denn nicht viel später brachten die Zeitungen die Nachricht, daß ein Jefferson-Guard den andern und umgekehrt beim Einbruch im Varied

Industries-Gebäude in finsterner Nacht ertappt habe. Beide hatten aufeinander Feuer „eröffnet“, und einer von ihnen brach in Erfüllung seiner Pflicht zusammen. Dieser Vorfall, so dunkle Schatten er auch auf die Sicherheitsverhältnisse der Ausstellung warf, war einige Zeit als eigenartiges Ereigniß eine erheiternde Abwechslung und der anregende Gesprächsstoff der Besucher.

Als kurz vor Eröffnung der St. Louis Worlds Fair — in Amerika geschieht so Wichtiges erst in letzter Stunde — diese Polizeitruppe formiert wurde, war für jeden willigen Mann reichlich lohnende Arbeit vorhanden, so daß sich ordentliche Elemente für diesen Dienst nicht fanden. Da nun die Jefferson-Guards kontraktlich bis zum Eröffnungstage fix und fertig sein mußten, sah man sich gezwungen, alles lebende Material, das sich meldete, einzureihen. So wurde eine beträchtliche Anzahl von Strolchen und Bagabunden eingestellt, die erst, als Publikum und Aussteller die Geduld verloren, allmählich ausgemerzt wurden.

Während zu Zeiten der Bauperiode und zu Anfang der Ausstellung jeder Arm nötig gebraucht wurde, trat naturgemäß später Ebbe im Arbeitsmarkt ein. Da zeigte sich der praktische, voraussehende amerikanische Geschäftssinn in hellem Lichte. Die großen Arbeitsbureaus (offices) eine nirgends so verbreitete und wirksame Institution, hatten längst mit einer solchen Aufstauung von Arbeitern gerechnet. Auf den Straßen und in den Logierhäusern verkündeten zu Tausenden verteilte Zirkulare, daß im Nord- und weiteren Westen gewaltiger Arbeitsmangel im Eisenbahnbau, in Bergwerken und anderen Großindustrien herrsche, und daß jeder, der Lust hätte, frei nach der Arbeitsstätte befördert werden würde. Das half, und die Metropole am Mississippi wurde in wenigen Tagen um Tausende von Arbeitslosen erleichtert.

Bei Absperrungen gelegentlich des Besuchs prominenter Personen — prominent ist, wie das Wort andeutet, in Amerika irgendeine auf irgendwelchem Gebiete

hervorstechende Persönlichkeit, im Laufe der Zeit aber ist diese Bezeichnung sehr dehnbar geworden —, eine Erscheinung, die besonders während der Amtszeit des Präsidenten Roosevelt häufiger wie früher eintrat, ließ die Ausstellungspolizei, die berühmten Jefferson-Guards, das Geschick mit breiten Menschenmassen umzugehen, gänzlich vermissen. Neben der ausgesprochenen Fähigkeit des Amerikaners, sich in großen Mengen ohne viel Gedränge geordnet zu bewegen, sorgten, wenn das überhaupt nötig, einige wenige reguläre St. Louiser Polizisten (coppers) für Ordnung.

Als die älteste Tochter des damaligen Präsidenten Roosevelt, gegenwärtig Mrs. Longworth, die große Schau mit ihrem Besuche beehrte, hatte sich eine ungeheure Anzahl Neugieriger eingefunden, um „Alice“ zu sehen. Die große lebende Masse machte gewiß einige Regulierungen des Verkehrs nötig, aber die bei dieser Gelegenheit vorgenommenen ängstlichen Absperrungen und Betriebsstörungen waren doch derart, daß man sich dem Eindruck nicht entziehen konnte, daß sie mehr darauf hinzielten, Papa Roosevelts Ambition zu schmeicheln, als die harmlosen Zuschauer zu zähmen. Neben hervorragenden, vortrefflichen, an anderer Stelle dieses Buches erwähnten Eigenschaften besitzt Roosevelt eine fast unerklärliche Schwäche, das ist die Sucht, sich lobhudein zu lassen. Nichts sieht er lieber, als das Weihrauchstreuen vor seiner Familie. In richtiger Erkenntnis dieses Stiefpferdes des Chief executive hatten sich denn auch die der Demokratischen Partei angehörenden Stadt- und die Ausstellungsbehörden in corpore zur Begrüßung des hohen Gastes eingefunden. Indessen, Fräulein Alice Roosevelt war schon eine erwachsene, sehr populäre junge Dame, und so läßt sich bei dem bekannten Personenkultus des Amerikaners, besonders dem weiblichen Geschlechte gegenüber, der obige Empfang wohl erklären. Eine Farce erster Ordnung aber war es, als beim Besuche der beiden ältesten Söhne des Präsidenten diese Uebung, womöglich in erhöhtem Maße wiederholt wurde.

Denn das waren damals noch grüne Schuljungen, denen man mit solchem Unfug nicht die Köpfechen verdrehen sollte.

Diese in dem großen transatlantischen Freistaate jetzt beliebten polizeilichen Absperrungen und Spalierbildungen bei Anwesenheit „hoher und höchster“ Persönlichkeiten sind ein Zeichen der Zeit. Sie liefern den untrüglichen Beweis, daß es mit dem hochgerühmten demokratischen Geiste bergab geht, und daß die Zeit der sozialen Distanzierungen angebrochen ist.

Da Roosevelt unstreitig ein furchtloser Mann ist, Attentate auf sein Leben kaum denkbar waren, so müssen die umfassenden Sicherheitsvorkehrungen auf seinen vielen Reisen im Lande, dem Streben, seine Person mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, ihm aufs Konto gesetzt werden. Fest steht, daß kein europäischer Monarch, der Zar von Rußland vielleicht ausgenommen, auf Reisen von so vielen Sicherheitsbeamten begleitet wird, wie es bei Herrn Roosevelt der Fall war.

Nach dieser Abschweifung zurück zur Louisiana Purchase exhibition, so war der offizielle Name der St. Louiser Weltausstellung, eine Bezeichnung, die der hundertjährigen Angehörigkeit zur Union dieses großen, ehemals spanischen Gebietes vom Golf von Mexiko bis St. Louis hinauf, gewidmet war. Die Worlds Fair war ein gewaltiger, majestätischer, glänzender Aufbau, und trotz der unvermeidlichen finanziellen Unterbilanz ein großer Kulturerefolg.

Noch zwei Jahre nach Schluß der großen Schau war diese ein wüster, weiter Trümmerhaufen.

Wenn ich damals die trüben Reste des gewaltigen Unternehmens durchwanderte und die Gerippe der seinerzeit so majestätisch und massig ausschauenden Paläste genau betrachtete, dann trat mir deutlich vor Augen, wie hoch und dürftig in unserer Zeit glänzende, zeitweilige Bauten in ihrer inneren und äußeren Konstruktion und Aufmachung sind. Alles schwächliches Fachwerk, das sich mit Mühe und Not, mit Wechzen und Krächzen bis zum Ende

der Schau auf den Beinen erhielt. Notdürftig mit Firnis überzudert, der schließlich auch schon abzubrückeln anfing. Unwillkürlich kam mir der Spottvers aus der Zeit des alten Fritz in Erinnerung, als dieser größte preußische Herrscher, durch bittere Not gezwungen, minderwertiges Geld in Umlauf setzen mußte und zu dessen Fabrizierung den Juden Ephraim heranzog:

Vor diesem Geld, o Händler hüte dich,
Von innen Ephraim, von außen Friederich.

Während der Ausstellung boten Plätze, Avenuen und die vielen Rasenrondells einen mit der sprichwörtlichen Reinlichkeit des Amerikaners wenig in Einklang zu bringendes Bild. Ein großer Teil der Besucher, besonders der aus der Country, zeigte wenig Sauberkeit und guten Geschmack. Mit echt amerikanischer Unverfrorenheit lagerte man, wo man beliebte, packte den mitgebrachten Lunch aus und futterte. Nach beendeter Mahlzeit ließ man alles liegen und ging weiter. Die Folge waren unzählige, auf Gesicht- und Geruchsnerven peinlich wirkende Frühstückreste und ein Meer von fettigen Papierseken in allen Teilen der Fair. Ganz schön für ein im County abgehaltenes Picnic auf freiem Felde oder im Walde, pöbelhaft in einem dem internationalen Wettbewerb in allem Schönen, Nützlichen und Guten gewidmeten Etablissement. Auf irgendeiner öffentlichen Veranstaltung in Deutschland oder einem anderen europäischen Kulturlande wäre eine solche Schmutzerei nicht denkbar, und wenn ein Amerikaner auf der letzten Brüsseler oder nächsten Berliner? Weltschau einen solchen Unfug auch nur versucht hätte oder versuchen sollte, wäre nur eins möglich: Ein unsanftes Hinauskomplimentieren aus der Gesellschaft anständiger Menschen. Da aber kein Gesetz, keine Vorschrift, vor allem nicht der so breitgetretene common sense einem solchen Unfug ein Ende zu machen imstande ist, so tröstet man sich wie beim Menschenfressen der Kannibalen: „'s Lands Weis', 's Lands Ehr'." Ich habe auf diese Gewohnheit als ein Zeichen des auch sonst

sichtbaren Schwindens der alten amerikanischen Sauberkeit hingewiesen.

Dort, wo noch vor Jahresfrist das stolze Deutsche Haus, das Heim des Deutschen Reiches auf beherrschender Höhe aus dem Türmenmeer der Weltausstellung majestätisch herausragte, seine goldene Kuppel weit über die Grenzen der Fair sichtbar, da lagerte ein wüster, öder Abhang, altes Geröll und Gestein, die ganze Herrlichkeit war verflogen, verklungen, um so herrlicher aber leuchtet das mächtige Staatswesen, dessen Heim dort war.

Stolze Erinnerungen weckt diese Stätte in der Brust jedes guten Deutschen. Denn hier spielte sich so mancher Vorgang ab, der des neuen Deutschen Reiches Macht und Größe hell beleuchtete. Hier war es, wo am 6. Oktober 1904 der Deutsche Tag gefeiert wurde, der alles, was andere Nationen während der Fair veranstalteten, tief in Schatten stellte. An diesem Tage war es, als der verdienstliche Präsident der Ausstellung, Francis, die großzügige Unterstützung des deutschen Kaisers dankbar würdigte, indem er in seiner Rede an die versammelten Tausende sagte: „Als ich in einer Zeit, als das Gelingen der Weltausstellung in der Schwebelage hing, und bange Zweifel an einem glücklichen Resultate in mir rege wurden, eine Audienz beim deutschen Kaiser hatte, da versicherte mich Se. Majestät der vollen Mitwirkung des Deutschen Reiches, und ein Versprechen aus solchem Munde gab mir frischen Mut. Wie der Deutsche Kaiser sein Versprechen gehalten hat und weit darüber hinausgegangen ist, das lehrt Sie ein Blick auf die deutschen Abteilungen der Fair.“

Und in der Tat war es dem persönlichen Eingreifen des Kaisers zu danken, daß die deutsche Ausstellung auf verschiedenen Gebieten die der übrigen Nationen weit überragte.

In den oberen Sälen des Deutschen Hauses war ein Teil der prachtvollen Hochzeitsgeschenke des Kaiserpaars zu schauen. Gerade diese Sachen übten starke Anziehungskraft

kraft auf die Ausstellungsbesucher, das Deutsche Haus hatte sich denn auch stets eines guten Besuches zu erfreuen. Der König von England hatte trotz dringender Bitten nicht ein einziges Stück seines Privatbesitzes geschickt.

Vor dem Deutschen Hause und am Deutschen Tage war es, als dem deutschen Kaiser eine Ehrenbezeugung zuteil wurde, wie ich sie als Zeichen der Verehrung für einen Monarchen in der amerikanischen Republik noch nicht erlebt habe. Als Baron Speck von Sternberg, der deutsche Botschafter, sich anschickte, die Botschaft des Kaisers an das amerikanische Volk zu verlesen, erhob sich die Tausende zählende Menge von ihren Sitzen, die Männer entblößten die Häupter, ein unverkennbares Zeichen, welche hohe Wertschätzung Wilhelm II. in Amerika genießt.

Kapitel 8.

Der Arbeitslose in Amerika. — Wie man im Notfalle Arbeit findet. — Die schlimmsten Situationen. — Beschäftigungen für jedermann. — Anpassen, nicht lange sacken. — Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. — Klimawechsel. — Train jumping. — Die Lebenshaltung billiger. — Erleichterungen für Mittellose. — Die Heilsarmee, eine gewaltige Organisation.

Da ich Verhältnisse und Zustände schildere, wie sie wirklich sind, und Uncle Sam zuliebe keine Verschleierung, wie sie in den jüngsten über Amerika geschriebenen Büchern zutage tritt, vorzunehmen gedenke, muß ich die schlimmsten Situationen besprechen, in die der gerade gelandete Deutsche ohne seine Schuld geraten kann, und die schließlich gar nicht so schlimm sind.

Tritt der Fall ein, daß jemand, der kein Handwerk gelernt hat und keine regelmäßige, seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeit finden kann, sich vis-à-vis de rien sieht, so gibt es eine Menge Gelegenheiten, das Schlimmste, die „Straße“ zu vermeiden. Täglich werden in den Tageszeitungen der großen Städte eine namhafte Anzahl Dishwashers (Tafelgeschirrwascher) und Porters (Hausknechte), um nur zwei der landläufigsten Beschäftigungen zu nennen, für Hotels, Restaurants und Privathäuser verlangt, Arbeiten, die jeder schließlich verrichten kann. Steht er zeitig auf, liest die Inserate — Want ads — Help wanted male (männliche Hilfe verlangt), und eilt sofort nach der annonzierten Stelle, so findet er in der Regel Arbeit. Falls ihm ein leichtfüßigerer Aspirant zuvor gekommen ist, muß er weitere Versuche machen, und wenn er nichts finden kann, am nächsten Morgen von neuem anfangen. „Nette Aussichten das“, höre ich den Amerika-

kandidaten, der diese Zeilen liest, sagen. Der Herr aber möge bedenken, daß es sich hier um ein Muß handelt — der Knüppel liegt beim Hunde —, und daß schon zahlreiche, gebildete Deutsche sich dadurch mit Erfolg der „street“ entzogen haben. Ich weiß das aus eigener Erfahrung.

Die Arbeit des Dishwashers ist allerdings keine appetitliche, und anfangs überkommt den „Besseren“ ein Schauer, solche Schmutzarbeit verrichten zu müssen; besonders das Forttragen und Ausleeren der Küchenabfälle in Restaurants und Lunch rooms dritter Klasse in New York, Chicago, St. Louis usw., wo die billigen Abfütterungsanstalten immer häufiger werden. Wenn man sieht, wie noch aus diesen üblen Resten für die nächste Mahlzeit Fetzeln „gesaft“ werden, dann wird man gewahr, was heute in dem reichen Freistaate Tausenden als Nahrung zugemutet wird. Indessen auch an diese Art Küchenarbeit gewöhnen sich gute Soldatennaturen, es ist ein äußerster Notbehelf, aber ein anständiger, und schließlich eine Etappe zu Besserem, das täglich eintreten kann. Keine ehrliche Arbeit schändet in Amerika.

Der Porter, als deutscher Hausknecht gedacht, muß bei dem frisch angekommenen Offizier eine Gänsehaut hervorrufen. Auch diese Arbeit hat nichts erniedrigendes und ist after all nicht so schwer, wie sie aussieht. In den Vereinigten Staaten verlassen bekanntlich viele Millionärsjöhne ganz freiwillig das väterliche Haus, um auf eigene Faust sich selbständig und ein Vermögen zu machen. Sie verzichten auf jede elterliche Hilfe. Gerade diese „starten“ mit Vorliebe als Porter. Diese Arbeit hat also nichts Unstandesgemähes. Der „Lunchman“, Zubereiter des Free Lunch, des gratis verabreichten kalten Aufschnitts, auch Warmes, Salat, Gemüse usw., oft dunkler Herkunft, in Saloons, und zweite und dritte Köche werden ebenfalls stets gesucht. Das sind auch leichte Hantierungen, und nach einigem aufmerksamen Zusehen kann sie jeder nicht mit drückender Schwerfälligkeit Belastete verrichten.

Nicht wenige Deutsche, insonderheit gebildete, die zu Hause keine anständige Tasse Kaffee kochen konnten, haben sich vom dritten Koch zum Küchenchef durchgemauert, um dann selbständig Hotels und Restaurants zu betreiben.

In Deutschland ist noch vielfach die Ansicht verbreitet, daß der deutsche Offizier in Amerika faute de mieux, am liebsten zur Schürze und Serviette greift und Kellner wird. Das ist zum Teil richtig, und mancher mag als Waiter nicht schlecht gefahren sein. Ich habe die drei erstgenannten Berufe mit Verständnis und Erfolg betrieben, Kellner wäre ich nie und nimmer geworden, lieber als Trimmer auf ein Küstendampfschiff. Indessen ist in der Union das Bedienen von Gästen eine Arbeit wie jede andere, der nichts dienendes anhaftet. Es ist, wie jede körperliche Hilfe, ein stillschweigender Kontrakt zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Das aus Europa, speziell aus Deutschland importierte, zum Aerger der Old timers sich seinen Weg durch die Vereinigten Staaten bahnende Trinkgeld (tip) ist drüben nichts anderes, als die Bezahlung besonders gut verrichteter Arbeit. In der bei weitem größten Anzahl amerikanischer Restaurants aber, namentlich in den Massenabfütterungsanstalten, wo mittels Check an der Kasse bezahlt wird, ist Trinkgeld ausgeschlossen. Der Waiter ist nicht, wie in Deutschland oder Frankreich, wo er noch für sein Privilegium zuzahlen muß, ausschließlich auf tips angewiesen, er erhält auskömmlichen, in guten Etablissements reichlichen Lohn. Das schon gibt seinem Handwerk mehr den Charakter eines stetigen Berufes, als einer dienenden Stellung.

Das jedem Deutschen in New York und weit darüber hinaus bekannte Quehowsche Restaurant hatte in den 80er Jahren die Reputation, ausnahmslos frühere Epaulettenträger als Kellner zu beschäftigen, und in der verflorenen Speisewirtschaft von Seelig & Taylor in der zweiten, der sogenannten Guhlasch-Avenue, sollen sich deutsche und österreichische Offiziere in den Dienst geteilt haben.

Das Neußere der Beschäftigung täuscht in Amerika den Ankömmling oft über deren Wert. Ein alter 33er Füsilier, der 1870 im Felde Offizier geworden war, seit Jahren in einer spottbilligen Abfütterungsanstalt in Philadelphia als Kellner tätig, schickte einem in New York festgefahrenen Kameraden das Reisegehd mit dem Bedeuten, sofort nach der Quäkerstadt abzureisen. Die übermittelte Summe war so reichlich ausgefallen, daß der grüne Empfänger den Absender in einer La=Stellung vermutete. Als er nun in dem höchst ordinär aussehenden Massenrestaurant seinen Freund und Gönner die ruppigen Gäste bedienen sah, rief er verblüfft: „Was, in solch einem Schmutzloch bedienst du?“ „Gewiß“, kam die Antwort „aber ich esse hier nicht.“ Nach Ablauf seiner „Stunden“ zog sich dieser tabellos an, nahm den Verwunderten unter den Arm und bewirtete ihn in den besten und teuersten resorts der Stadt. Er hielt ihn über Wasser, bis dieser passende Stellung gefunden hatte.

Der Bartender — Schankkellner hinter der Bar (Schanktisch) —, der die stehenden Gäste bedient, ist ein Beruf, der viele Deutsche zu Vermögen verholfen hat. Er hat oft die Eigenheit an sich, bessere Geschäfte wie der Wirt zu machen, und diesen, wenn er es für vorteilhaft hält, auszukaufen. In den altamerikanischen Saloons stehen die Gäste stundenlang an der Bar, unterhalten sich und trinken „one after an’other“. Das Stehen ist ihnen leicht und bequem, das Sitzen macht sie matt, müde und steif, ist ihnen unheimlich und ungemütlich. Doch auch in diesen Wirtschäften hat deutsche Bequemlichkeit Tische und Stühle eingebürgert. Die american-bar in Deutschland ist nur eine Kuriosität geblieben, die meisten haben bald nach der Eröffnung, wie noch kürzlich die in der Linden=Passage in Berlin, den Betrieb eingestellt.

In St. Louis war ein früherer Kürassier=Offizier lange Jahre Besitzer eines der bestgehendsten Saloons, er fing als Bartender an, verdrängte seinen boss, an dessen Statt er sich aufpflanzte, um nach einer Reihe von Jahren

als sehr gut situiertes Mann nach dem heimatlichen Preußen zurückzukehren.

In der Art des Trinkens und des Verkehrs in öffentlichen Lokalen hat sich im letzten Jahrzehnt in der Union ein starker Wandel vollzogen. Ueberall machen sich deutsche Sitten geltend, selbst in stockamerikanischen Umgebungen, wo man das vor 30 Jahren für undenkbar gehalten hätte. Während früher der Yankee seinen drink ausschließlich stehend an der Bar genoß und sich so stundenlang geschäftlich unterhielt, sieht man ihn heute schon häufig am Biertische auf seinen vier Buchstaben auf deutsche Art sich götlich tun. Selbst in den Südstaaten, wo man streng an alten Sitten festhält, habe ich das ab und zu wahrgenommen.

Der Kampf, den die Prohibitionisten gegen den Genuß geistiger Getränke führen, wird heute zäher wie je geführt, und das angesichts schwerer Mißerfolge in jüngster Zeit, und trotzdem das amerikanische Volk diese Bevormundung und den drohenden Ruin von Großindustrien, die fast einer Million Bürger eine Existenz sichern, scharf zurückgewiesen hat. Trotz aller rebukes lassen diese Fanatiker nicht locker und bearbeiten den Kongreß und die Regierung in Washington ohne Unterlaß in ihrem Sinne. Im Kapitol haben sie, wie die Großindustrien, ihre ständigen Agenten, ihre lobby. Sie erreichten selbst vor drei Jahren, daß im Repräsentantenhause eine unter dem Namen Hepburn Bill bekannte Vorlage eingebracht wurde, welche die Herstellung und den Genuß jedweden geistigen Getränkes als „Verbrechen“ stempelte und Zuwiderhandelnde mit schwerer Strafe belegte. Obgleich dieser Ableger einer bei der großen Masse der amerikanischen Bevölkerung längst überwundenen Auffassung keine Aussicht auf Gesetzeskraft hat, sah sich der deutsche National-Bund von Amerika doch veranlaßt, beim Präsidenten Roosevelt gegen den geplanten Unfug energisch zu protestieren.

Hier will ich Gelegenheit nehmen, einen in Deutschland weit verbreiteten Irrtum, den selbst Deutsche in Amerika hegen, richtig zu stellen: Ein namhafter Teil der amerikanischen Abstinenzler, so fanatisch sie sich anstellen mögen, sind keine Heuchler, sie meinen es ehrlich mit ihren Bestrebungen und wännen ein gutes und gottgefälliges Werk an der Menschheit zu tun, wenn sie jeden Alkoholgenuß unmöglich machen. Man muß sich, ehe man ein Urteil über die Aufrichtigkeit der Bewegung fällt, die Gründe des Ursprunges und der starken Entwicklung derselben vergegenwärtigen. Die Unmäßigkeit und Völlerei der regierenden Briten, besonders der Offiziere und Beamten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mußte von den der wilden Natur ihre Schätze abbringenden, entsagenden, ja asketischen Kolonisten verachtet und verabscheut werden. Sie war neben den drückenden Steuern und ihrer herausfordernden Einziehung eine der mannigfachen Ursachen, die den Gedanken an den Abfall von der britischen Herrschaft rege machten.

Das Lieblingsgetränk des Yankee ist heute noch, nachdem sich Hopfen und Malz den Weg durch die Union siegreich gebahnt haben, der Whiskey. Dieser übt verheerende Wirkungen aus, hat Tausende und aber Tausende von Existenzen und Ehen vernichtet, die Indianer korrumpiert und den Neger zur wilden Bestie gemacht. Es ist erstaunlich, welche aufregende Wirkung etliche drinks auf ruhige und kühle Amerikaner haben.

Es gibt eben kein so trinkfestes und trinkfröhliches Volk wie die Deutschen, die zum Staunen und Schrecken vieler Yankees das Trinken in Reim und im Gesange verherrlichen. Daß von berühmten Staatsmännern und Feldherrn beim perlenden Glase Pakte von weltgeschichtlicher Bedeutung abgeschlossen wurden, dünkt dem Yankee eine profanation. Allerdings hat zu starker Genuß des edlen Nebenjaftes einer der kontrahierenden Parteien oft einen bösen Streich gespielt: Vor dem Mahle las sich's anders, heißt's im Wallenstein.

Die Bezeichnung Yankee, die ich öfters anwende, bezog sich früher ausschließlich auf die altamerikanischen Bewohner der New England-Staaten von Maine bis Maryland. Heute versteht man darunter im allgemeinen alle Stocamerikaner. Der Southerner indessen, der Bewohner der Süd-, der alten Sklavenstaaten, der während des Bürgerkrieges seinem nördlichen Gegner diesen Spottnamen beilegte und der Ranger im weiteren Westen wollen natürlich keine Yankee's sein.

Stellungen als Buchhalter, Klerks, Kassierer usw., sowohl in Banken und Fabriken wie in andern Geschäften sind in der Union nicht so gut bezahlt, wie gemeinhin in Deutschland angenommen wird. Vor allem, das ärgste Attribut in Amerika, ist dort die Aussicht, sich selbständig zu machen, eine geringe. Kein praktischer Techniker, welchem Zweige er auch angehören möge, tauscht mit ihnen. Und doch wird in solchen und in den großen Kommissions-, Import- und Exportgeschäften immer mehr auf Empfehlungen und gründliche Vorbildung gesehen. Das ist also etwas für den deutschen „besseren“ Kaufmann.

Sonst wird überall in Amerika, im Gegensatz zu Deutschland, niemand abgewiesen, weil er anfangs nicht viel oder gar nichts von der verlangten Arbeit versteht. Nur darf er das niemals eingestehen, denn das ist halb verlorenes Spiel. Der Boss beobachtet den Neuen genau, sieht er Orientierungsvermögen, Gewandtheit und guten Willen, so behält er ihn.

Ich selbst habe die Profession eines Malers oder Anstreichers nicht erlernt, ging indessen in New York, auf eine Anzeige hin, nach den Waltonschen Drigen Works in der 43. Straße und stellte mich als painter by profession vor, wurde mit gutem Lohn angestellt, erhielt mir ganz fremde Substanzen zum Selbstmischen der Tünche und ging an die Arbeit, d. h. die Arbeit ging mit mir. Das Resultat der ersten Stunde waren drei mit blauer Farbe total verschmierte Cylinder (Gasbehälter); ich warf sie in die Ecke, verständigte mich durch einen Händedruck mit

dem irischen Vormann und hatte am Abend die übliche Anzahl einwandfrei bepinseltes Cylinder in Reih und Glied. Der Manager lächelte bei seinem Besuche verständnisvoll in die bewußte Ecke hinein, drückte mir die Hand, und ich blieb über vier Monate in Walton's, bis ich meinem Drang nach dem Westen nicht mehr Einhalt tun konnte und nach Cleveland im Staate Ohio, am Eriesee gelegen, abdampfte.

Wie mancher gebildete Deutsche ist zuerst mit bangen Zweifeln in Maschinenfabriken und Eisengießereien an die Arbeit gegangen, hat sich dann nach vielen Schwierigkeiten ganz in seinen trade hineingelehrt und sich selbst zum Manager und Expert gemacht, der andern das Handwerk beibrachte. Wie viele haben sich nicht in Professionen, von denen sie bei ihrer Landung nichts verstanden, selbständig gemacht und ihre Geschäfte zu umfangreichen Etablissements gestaltet.

Das ist in Amerika möglich, nicht allein wegen der Vorurteilslosigkeit und praktischen Anschauung der Geschäftsleiter, sondern auch auf Grund des Umstandes, daß jeder Angestellte nur einen ganz bestimmten Teil einer Maschine oder irgendeines Fabrikats unter die Finger bekommt. Diesen lernt er folglich gründlich kennen und wendet sich dann einem andern zu.

Und nun wieder zu den ärgsten Tagen jüngst Gelandeter, hervorgerufen durch Beschäftigungslosigkeit, und ihre Abhilfe. Der seit dem Bürgerkriege in bestimmten Intervallen auftretende Mangel an Arbeit ist sowohl den unvermeidlichen Geschäftskrisen, wie im nahen Zusammenhange damit, der wohlfeilen Masseneinwanderung zuzuschreiben. In der Union kannte man im allgemeinen nur den Mangel an Arbeitern und ländlichen Ansiedlern; und gerade jetzt erschallt, das traurige New York natürlich ausgenommen, überall im Lande der Ruf nach kräftigen Armen.

Infolge von Lohn- und Zeitbewegungen, die eher ein Zeichen guten Geschäftsganges als das Gegenteil sind,

können in Uncle Sams domain Hunderttausende mit einem Schläge arbeitslos werden. Diese fast unterschiedslos den Unions, den Arbeiterorganisationen angehörig, führen dem Kontingent der Obdachlosen nur ganz vereinzelt Mitglieder zu.

Es kommen noch heute Deutsche mit der Ansicht nach den Vereinigten Staaten, daß ihnen im schlimmsten Notfalle die reichsdeutschen Konsulate mit finanzieller Hilfe beispringen müssen. Das ist ein fundamentaler Irrtum. Die Konsulate stehen in der Union zu den eingewanderten Deutschen in ganz anderem Verhältnis wie in andern Staaten Reichsangehörigen gegenüber. Denn die Niederlassung ist in den Vereinigten Staaten eine ganz andere. Da der Deutsche als Regel sich für immer mit seinen Nachkommen niederläßt, sich also in der Union ein neues Vaterland wählt, dessen Nationalität er annimmt, so hat er jedes Recht auf Unterstützung seitens reichsdeutscher Behörden verwirkt. Wenn wirklich ein deutscher Konsul aus bestimmten Gründen einem Landsmann helfend unter die Arme greift, so ist das ein Akt freiwilliger Generosität, aber durchaus keine Verpflichtung. Während der Ausstellung in St. Louis im Jahre 1904 war mit Rücksicht auf den zu erwartenden starken Influx deutscher Reichsangehöriger in weiser Voraussicht dem Konsul ein Fond zur Verfügung gestellt worden, von dem denn auch reichlich Gebrauch gemacht wurde.

Deutsche Hilfsgesellschaften und Vereine tun viel Gutes. So hat die Deutsche Gesellschaft der Stadt New York in den langen Jahren ihres Bestehens den Dank von vielen Tausenden, denen sie in der Not beistand, geerntet. Der sich in augenblicklicher Verlegenheit befindliche Landsmann hätte sich jedoch, diese Gesellschaft in Anspruch zu nehmen, ehe er nicht alle Mittel zur Erlangung von Arbeit erschöpft hat.

Im strengen Winter gibt es in Amerika, ich spreche wieder von Großstädten und aus eigener Erfahrung, für Arbeits- und Mittellose verschiedene nicht programm-

mäßige Möglichkeiten, sich momentan aus der Patsche zu ziehen. Wenn Schnee fällt, und er geht im Norden und Nordosten stark nieder, verschaffe sich der „broke“ eine Schaufel, suche sich in den reichen Vierteln ein Arbeitsfeld aus und „drücke“ an jedem Hause. Immer ist er als Schneebertreiber willkommen, besonders beim Dienstpersonal, das sich zu vornehm für solche Art Arbeit dünkt. In der Regel erhält er eine Quarter (Mark) für seine Tätigkeit. In New York hatte in den 90er Jahren die Gegend westlich der 5. Avenue zwischen der 34. und 59. Straße schon der vielen Porches (Verandas) wegen, die Reputation, die besten Chancen auf diesem Felde zu bieten. Heute dehnt sich dieses Aktionsfeld bis nördlich um den Centralpark hinaus. Der Schreiber dieser Zeilen hat einmal durch diese Beschäftigung seinen Kassabestand von +—0 auf 4 Dollars und 80 Cents gebracht und sein inneres Ich durch drei warme Mahlzeiten und einen weiteren namhaften Mundvorrat aufgefrischt.

Eine der eben geschilderten, wenig ähnliche Betätigung, die nicht einmal immer unter die Rubrik Notbehelf gehört, ist die des Theaterstatisten, die 50 Cents bis 1 Dollar per Abend einträgt und ihm auch allmählich durch kleine Rollen den Weg zum richtigen Schauspieler bahnen kann. Der Kunst schöne Bürde braucht ihn nicht zu drücken, eine dicke, breite, grelle und schrille Stimme mit entsprechenden Grimassen, Hand- und Beinbewegungen sind keine schlechte Introdution. Er kann dann entweder jede Woche bei einer neu eintreffenden Theatergesellschaft frisch anmustern oder mit ein und derselben Company durch die ganze Union reisen. Wenn auch nicht gerade zum star, so kann er es doch zum Durchschnitts=actor bringen. Es ist leztthin unter reichen, jungen Leuten Mode geworden, als „Supers“ sich den Abend hinter den Kulissen zu vertreiben, also mitzumimen. Als Sarah Bernhard zum unwiderruflich lezten Male im Jahre 1905 nach Amerika und auf ihrer Tournee auch nach St. Louis kam, mußten einige Supers französische Worte sagen. Die reichen

Yankees brachten diese Worte in so unglaublich gezerrem Tone heraus, daß La Divine in rasende Wut geriet und sie hinausweisen ließ. Einige deutsche Zeitungsleute, der Verfasser darunter, mußten einspringen. Die göttliche Sarah war damals schon hübsch auf 2000 Dollar per Abend heruntergestiegen. Auch die deutschen Theater, die sich unter schwierigen Umständen gut halten, aber nur ein- bis zweimal die Woche spielen, brauchen Statisten.

Wenn einer der unzähligen in New York hängen Gebliebenen endlich zu der Erleuchtung kommt, daß er da nichts mehr zu suchen hat und daß seine Zukunft weiter landeinwärts liegt, so nehme er den Luftwechsel sofort vor. Ein solcher ist in Amerika auch ohne Geldmittel möglich und kann entweder auf einem Güterzuge als blinder Passagier oder per pedes apostolorum vollzogen werden. Die erstgenannte Reiseart ist vorzuziehen, hat aber auch ihre gefährliche Seite. Sie heißt Train jumping (auf den Zug springen) und läuft meistens glatt ab. Befindet sich aber auf dem Zuge ein Barbar von Kondukteur oder Bremser, der ohne Obolus oder überhaupt keinen blinden Passagier duldet, so kann es diesem blühen, in voller Fahrt vom Zuge gestoßen zu werden, was selten ohne Genick-, Bein- oder Armbruch abläuft, immer vorausgesetzt, daß der „Blinde“ sich nicht zur Wehr setzt und den Spieß umdreht.

Zieht der Reiselustige das Wandern vor, so muß er sich klarmachen, daß er schnell äußerlich herunterkommen, leicht in die Kategorie der oben geschilderten Tramps eingereiht und so in allzu nahe Berührung mit einem County=Arbeitshause kommen kann. Ein Ausweg ist die Verrichtung einiger Arbeiten auf Farmen, die er passiert, wozu sich immer reichliche Gelegenheit bietet. So kann er sich gut ernähren, etwas verdienen und in leidlicher innerer und äußerer Verfassung am Reiseziele anlangen.

Besondere Vorsicht muß der über Land Gehende beim Passieren von Hochviadukten und Skelettbrücken beobachten. Diese Ueberführungen haben einspurige Gleise, keinen Fuß-

gängerpfad, und die Züge dieser meist den Minengesellschaften gehörigen Lokalbahnen laufen zu beliebiger Zeit. Ich selbst bin beim Passieren einer solchen Skelettbrücke nur durch eine wunderbare Fügung dem sicheren Tode entgangen. Als ich im Sommer 1894 im Missouri-Meiminendistrikt zwischen den Stationen Desloges und Taylor place die sehr hohe Skelettbrücke überschritt, kam, als ich etwa 50 Meter vom Ende entfernt war, um die nahe Kurve in voller Fahrt ein Zug angedampft. Da gab es kein Ueberlegen, ich rannte mit aller Kraft vorwärts und sprang, gerade als mich die Maschine fassen wollte, in die Tiefe. Wie durch ein Wunder landete ich auf einem etwa 15 Fuß tiefer gelegenen, stark mit Moos bewachsenen Vorsprunge und kam mit einer tüchtigen Erschütterung und Rissen und Schürfungen davon. Ein Augenblick früher oder später hätte mir entweder die Zerschmetterung im Talbett oder Ueberfahren und Zermalmung durch den Zug gebracht. Mit Anspannung jeder Sehne, mit verzweifelter Kraftanstrengung kletterte ich den Abhang hinauf und kam glücklich, ich weiß heute noch nicht wie, auf dem Plateau an.

Ein Arbeitsloser mit geringen Mitteln kann sich heute in Amerika sehr billig durchschlagen. Er kann, wie ich schon erwähnte, für 10 Cents = 40 Pfennige ein Bett mit Bad und Schreibgelegenheit und Zeitungen erhalten. Nahrungsmittel werden immer wohlfeiler, eine warme Mahlzeit, die vor 20 Jahren das Doppelte kostete, ist für 10 und 15 Cents erhältlich. Das Glas Bier und der Free Lunch werden immer umfangreicher. Körper- und Fußbekleidung folgen der fallenden Strömung, ein gut sitzender Anzug ist für 5 Dollar, ein Paar Schuhe für 1½ Dollar zu haben, allerdings ist das nur etwas für die Vermögenden.

Die allgemeine Verbilligerung, die zunimmt und immer neue Produkte erreicht, ist einmal die Wirkung der Verschmelzung der Großbetriebe, die trotz höheren Löhnen billiger verfertigen wie kleine Geschäfte mit billigeren

Arbeitskräften, und dann natürlich die Folge des Hochschutzzolles*). Die Millionen von Arbeitern in der Union, die durch die Trusts eine Verminderung der Löhne nicht erfahren, im Gegenteil mit stetiger Erhöhung rechnen, und denen das allgemeine Sinken der Gebrauchsgüterpreise in erster Reihe zugute kommt, gewinnen durch die gigantischen Betriebszentralisationen. So kam es, daß Präsident Roosevelt, so populär er auch war, in seinen Kreuzzügen gegen die Trusts zu seinem Erstaunen bei den organisierten Arbeitern nicht die erwartete Unterstützung fand.

Die am meisten durch die Trusts in jüngster Zeit Geschädigten sind die Farmer. Über diese, über das ganze Gebiet der Union verteilt und heute stramm organisiert, sind bei allen National- und Staatswahlen ein so gewichtiger Faktor geworden, daß die Fleisch- und Getreide-Trusts mit ihnen rechnen und höhere Preise bezahlen werden, die Preise, welche die Landwirte bei der Lage des Marktes beanspruchen dürfen. So werden die Trusts gezwungen sein, von ihrer ungeheuren Beute etwas denen abzugeben, die sie erobern halfen. Trotz solchen höheren Preisen an die Farmer werden die Gewinne der Trusts noch enorm sein.

Nun will ich auf die großen geschäftlichen Krisen der letzten 20 Jahre zurückgreifen.

Ein nach Hunderttausenden zählendes Heer von Arbeitslosen brachte uns die zweite Amtsperiode des Präsidenten Grover Cleveland unglückseligen Andenkens. Das leichtfertige Manipulieren mit dem Begriff Freihandel hatte das bewirkt. Eine Unglückszeit war es, unerhört in der Union, die über das reiche und blühende Land hereinbrach. Noch heute leidet die demokratische Partei, deren anerkannter Führer damals Cleveland war, unter der Erinnerung an diese Katastrophe.

*) Dieser hat in Deutschland vielfach die entgegengesetzte Wirkung.

In jener Zeit der allgemeinen Misere, im Sommer 1895, trat die Coxey army, so nach ihrem Anführer genannt, ins Leben, ein vieltausendköpfiger Haufe von Arbeitslosen, der sich vom Nordwesten unweit Chicago nach der Bundeshauptstadt Washington in Bewegung setzte, um das Masseneleud dem Präsidenten vor Augen zu führen. Es war eine Erscheinung im großen, wie sie sich zehn Jahre später im kleinen Maßstabe in London wiederholte. Damals kamen die wildesten Gerüchte über die Ursache der Katastrophe auf; nicht die Freihandelspolitik der Demokraten, so schrieben die führenden Organe dieser Partei, hätten den allgemeinen Zusammenbruch herbeigeführt, nein! Die die größten Kapitalien in der Union repräsentierenden Hochschutzzollmagnaten hätten, um die demokratische Partei gründlich auf lange hinaus beim amerikanischen Volke zu diskreditieren, durch Massenausperrungen — lockouts — Kursstürze und Preistreiberien das Unheil wesentlich herbeigeführt. Das versuchte Gruseligmachen aber verfing beim Volke nicht, das tiefer sah und als Antwort im November 1896 mit namhafter Majorität den Republikaner und Schutzzöllner Mc. Kinley gegen Cleveland zum Präsidenten wählte. Der Umschwung zum Besseren hielt an, bis der nach Mc. Kinleys Ermordung im September 1901 zur Präsidentschaft gelangte Vize-Präsident Theodore Roosevelt ein wenig zu laut die Tarifrevision ankündigte, was mit einer kräftigen Gegenkundgebung der Hochtarifleute beantwortet wurde, ein Zwiespalt in der republikanischen Partei, der eine recht unangenehme, wenn auch nicht verhängnisvolle Störung des allgemeinen Geschäftsganges zur Folge hatte. Seitdem sind bemerkenswerte Unterbrechungen in Handel und Wandel der großen transatlantischen Republik nicht zu verzeichnen gewesen, wenn auch die in einem anderen Kapitel schon erwähnten Lohnverminderungen ein gewisses Gefühl der Unzufriedenheit unter breiten Arbeitermassen hervorgerufen haben.

Es gibt in den Vereinigten Staaten für den Mittel-

losen noch andere Erleichterungen, von denen ich sonstwo nichts gesehen und gehört habe. Ein glattrasierter Mann hat mehr Aussichten auf Einstellung und Annahme als einer mit dreitägigen Stoppeln im Gesicht. Kann oder will nun jemand nicht die fünf oder zehn Cents einem billigen, kleinen Barbier zukommen lassen, so begeben er sich, falls er gerade Großstädter ist, in eine der Moler's barber schools, wo eine Verschönerung seines äußeren Ich in Gestalt von Rasieren im Gesicht und im Nacken und Haarschneiden an ihm kostenlos vorgenommen wird. Er muß allerdings auf einer hölzernen Bank unter wenig appetitlichen Leuten Platz nehmen und warten, bis er auf das „next“ antreten kann. Der Barbierbetrieb ist von jeher in der Union auf Grund der vielen ganz glattrasierten Leute ein sehr umfangreicher gewesen. Um nun der überaus lebhaften Nachfrage nach Barbieren zu genügen, wurden von einem unternehmenden Mann Namens Moler, diese Schulen gegründet, wo an menschlichen Versuchs-Kaninchen das Handwerk gründlich erlernt und nach durchlaufenem Kursus eine Stellung garantiert wird. Eine gewisse Summe, 10—25 Dollar für Utensilien, ist für den Eintritt in die Schule Bedingung. Ein Kamerad, der sich nicht genierte in St. Louis sich diese Kunst zu eigen zu machen, ließ sich kürzlich als selbständiger Barbuß in Kansas nieder. Der Amerikaner, der stets in der „hurry“ ist, hat reichlich Zeit im barber shop und wartet geduldig, bis er an die Reihe kommt.

Wer spottbillig Kleider kaufen will, der suche die Warenlager der Heilsarmee auf, an die wohlhabende Leute ihre oft wenig verbrauchten Sachen schicken. Auch dieser Vorschlag wird bei manchem „Besseren“ ein Schütteln des Kopfes verursachen, ich betone aber erneut, daß ich hier den Bedürftigsten einen Wegweiser geben will; Leute mit gefüllter Tasche brauchen mein Avis nicht. Und doch würde so mancher staunen, wenn er Gehalt und Stellung vieler der Käufer wüßte.

Die Heilsarmee — Salvation army — ist in Amerika

ein Heer des Heils im vollsten und besten Sinne des Wortes, das unendlich viel Gutes gestiftet, die Tränen Unzähliger getrocknet hat. Vielen Tausenden wird sie zum Heile und lindert Not und Elend bei den Ärmsten der Armen. Die schmutzigen Versuche, mit denen man in Deutschland, und besonders im decadenten Frankreich operierte und die darauf hinzielten, ihr Wirken lächerlich zu machen, sind längst aufgegeben worden. Mit eiserner Energie und nie erlahmender Aufopferung setzt sie ihr großes, schönes Werk unentwegt in der ganzen Welt fort, und ist heute trotz aller Angriffe und Schmutzwürfe auf der ganzen Linie unbestrittener Sieger. Die Heilsarmee ist eine der gewaltigsten und bestdisziplinierten und organisierten Institutionen der Neuzeit.

Am Schlusse dieses Kapitels will ich auf die schlimmste aller schlimmen Lagen weisen, auf das Kranksein des Mittellosen; ein armer, von schweren Leiden Ergriffener, hat in der großen amerikanischen Republik verzweifelt wenig Ausichten, am Leben zu bleiben. Er ist dann gezwungen, sich in ein öffentliches Krankenhaus zu begeben, und wird sein Zustand so, daß gründliche medizinische Kenntniss von seiten des behandelnden Arztes erforderlich ist, so ist seine Lage in der Regel hoffnungslos. In einem Lande mit so regem Sinn für Humanität und Wohltun, wie den Vereinigten Staaten, herrscht in der öffentlichen freien Krankenpflege eine zum Himmel schreiende Mißwirtschaft. Die öffentlichen Krankenhäuser in Chicago und in St. Louis, das Cook-County-Hospital und das City-Hospital sind eine Schmach für Amerika. Die in diesen Instituten wirkenden Aerzte sind im Durchschnitt junge Leute, die von irgendeinem der zahllosen Medical colleges „graduiert“ und ihrer Aufgabe nicht entfernt gewachsen sind; ganz einfachen Fällen stehen sie rat- und hilflos gegenüber. Es sind alles Leute, die nicht auf eigenen Füßen stehen können, und nicht imstande sind, sich eine Privatpraxis zu erwerben. Die Art, wie in der Union ein Kandidat durch das medizinische Examen gedrückt wird,

ist skandalös; für eine consideration verschafft er sich die im „Examen“ zu beantwortenden Fragen, die er sich mechanisch einpaukt; ebenso mechanisch und verständnislos gibt er die eingetrichterten Antworten wieder. Und von solchen Individuen hängt das Leben von Tausenden ab.

Hier ein Beispiel, wie man in den Vereinigten Staaten von Amerika Arzt wird. Ein in der Brauerei von Annhäuser-Busch in St. Louis arbeitender Bayer fühlte den Drang in sich, das Bierbrauen mit dem ärztlichen Beruf zu vertauschen, wußte sich in der oben gezeichneten Weise für „sein“ Examen vorzubereiten, machte den „physician“ und praktizierte noch im Jahre 1906 in der Stadt des heiligen Ludwig.

Am verzweifeltsten aber ist die Lage für den Patienten, wenn ein operativer Eingriff erforderlich ist. Die moderne Chirurgie ist den meisten jungen amerikanischen Ärzten ein Buch mit sieben Siegeln, und in Ermangelung der elementarsten Kenntniss wird ruchlos mancher arme Teufel seines Beines oder Armes beraubt, während ein großer Teil der Patienten ungeheilt entlassen wird.

Wie in dem großen amerikanischen Freistaate ein bei der Arbeit schwer Verletzter, der die öffentliche Krankenpflege in Anspruch nimmt, behandelt wird, mag folgendes, vom Verfasser dieser Zeilen selbst erlebtes Vorkommnis lehren; zur Warnung anderer.

Am 22. November des Jahres 1906, morgens zwischen 8 und $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, wurde mir bei der Arbeit in dem Steinbruche — Quarry — der East St. Louis Stone Co. in Fallingsprings im Staate Illinois infolge der Schadhastigkeit des Aufzuges und des zu frühen Dampfandrehens des Maschinisten das obere Gelenk des Mittelfingers der linken Hand fast ganz abgerissen, durch das Drehen der großen Kette. Das untere Glied hätte, wie mir später bekannte Ärzte in St. Louis versicherten, leicht erhalten werden können. Zu Fuß mußte ich den $2\frac{1}{2}$ Meilen weiten Weg nach East St. Louis, mit einem Tuch um die linke Hand, zurücklegen. Eine durch das

Gesetz vorgeschriebene Vorkehrung für sofortige Hilfe in dringenden Fällen bestand in dieser Quarry nicht, ich mußte mir den „Verband“ selbst anlegen. Die von den „Doktoren“ der Company vorgenommene Amputation des halben Fingers war so roh und mangelhaft, daß nach erneutem Verbande die ganze Hand mächtig anschwell. Die Company-Aerzte erklärten mir, nichts weiter tun zu können, „ich müßte die Heilung abwarten“; der Manager untersagte dem Logierhauswirt, mir weiter Kost und Logis zu gewähren, befahl ihm also, einen im Dienste der Company schwer Verletzten auf die Straße zu setzen. Um mich bei meiner Klage auf Schadenersatz der Zeugen zu berauben, wurden die zwei bei dem Unfalle anwesenden Arbeiter sofort entlassen. Da meine Hand immer schlimmer wurde und der ganze linke Arm in Mitleidenschaft gezogen zu werden drohte, begab ich mich unter großen Schmerzen in das städtische Dispensarium in St. Louis, ein stundenlanger Weg über die Eads-Brücke. Dort wurde wieder nur „verbunden“, der Arzt machte beim Anblick meiner Verletzung ein kläglich hilfloses Gesicht. Schweren Herzens mußte ich mich in das St. Louis City-Hospital aufnehmen lassen. Vom ersten Tage an hatte ich den Eindruck, daß der mich „behandelnde“ Arzt, Murphh, nicht nur ein großer Ignorant, sondern auch ein roher und gewissenloser Patron sei; ich hatte Recht! Der Kerl, der besser Arbeit am Eisenbahnbau verrichtet hätte, tat absolut nichts und erklärte mir, als die Geschwulst schon nach dem Unterarm übergriff, nichts in dem „case“ tun zu können, und was mir schier unglaublich schien, ordnete meine Entlassung aus dem Hospital an, in gefährlichem Zustande. In der dispensary, nach der ich mich wieder begeben mußte, dieselbe „Behandlung“ und schließlich die Aufforderung, mich in einem Privatkrankenhaus von neuem operieren zu lassen. Also barbarische Unwissenheit und erbärmlich niedrige Gesinnung bei den Aerzten der öffentlichen Krankenpflege in St. Louis, der stark auf die „Million“ zu marschierenden Metropole

am Mississippi. Mein Zustand wurde bedenklich und ich begab mich am 24. Dezember 1906, drei Tage seit meiner Entlassung, in das Katholische Alexian brothers-Hospital, wo ich eine vorzügliche Pflege und sofortige Genesung fand. In der ersten Viertelstunde nach meiner Aufnahme wurde von dem deutschen Doktor Hinrichs die Operation des ganzen Fingers vorgenommen. Sie gelang vorzüglich und ich konnte bald dieses treffliche, nach den humansten Grundsätzen geleitete Krankenhaus an dem unteren Broadway verlassen.

Hier trat neben anderen himmelschreienden Defekten die alte, traurige Tatsache ans Licht, daß in den Vereinigten Staaten städtisch und staatlich geleitete Institute mit privaten nicht Schritt halten können. Das mit so großen Hoffnungen und Worten „gestartete“ St. Louis City-Hospital ist ein totales Fiasco, und wird nicht im Interesse der Patienten, sondern zur Bereicherung der Leiter und Beamten verwaltet.

Die liebe- und verständnisvolle Pflege und fachgemäße Behandlung in den öffentlichen Krankenhäusern Deutschlands sticht vorteilhaft ab gegen die rohe und ignorante Manier in amerikanischen Hospitälern.

Der Leser, der wohl niemals in die oben angedeuteten Lagen kommen wird, hat sich hoffentlich überzeugt, daß es in Amerika zahlreiche Mittel für den deutschen Einwanderer gibt, dem Schlimmsten aus dem Wege zu gehen. Dieses Kapitel sollte ein Leitfaden für die Bedürftigen und Bedrückten sein.

Kapitel 9.

Allerlei Episoden. — Die Jagd nach reichen Heiraten. — Die amerikanische Frau. — Was nicht alles über sie gesagt wird. — Die Ehe in Amerika. — Die Ehescheidung ein etabliertes Geschäft. — Geringere Rücksichten gegen die Frau. — Exklusivität der oberen Klassen. — Soziale Distanzierung in Kapital und Arbeit. — Zweierlei Adel. — Errichtung sozialer Scheidewände. — Eine undemokratische Demokratie.

So mancher Offizier hat in Amerika auf eigentümliche Weise sein Glück gemacht. Unter Glückmachen verstehe ich indessen nicht allein die typischen amerikanischen Millionen, sondern auch die Gründung einer sorgenfreien, reichlichen Existenz.

Anfang der 80er Jahre kam ein preußischer Husarenleutnant nach Chicago und entschloß sich kurz, in Ermangelung von Besserem, die erste beste Arbeit zu suchen. Die gährende Leere seiner rechten Hosentasche forderte das. Eine Annonce führte ihn nach einem Saloon und Boardinghouse, wo ein Porter verlangt wurde. Ein flinkerer Aspirant war ihm zugekommen und so mußte er sich nach einer anderen Gelegenheit umsehen. Das Glück war ihm nicht hold, und nach einigen Tagen vergeblichen Suchens, eine damals der Windy City anhaftende Eigenschaft, begab er sich nach dem zuerst besuchten Platze, um den deutschen Wirt zu fragen, ob er ihm nicht irgend eine Beschäftigung verschaffen könne. Obgleich das so ohne weiteres nicht möglich war, hatte der Versuch doch Erfolg, denn der dicke Plattdeutsche forderte ihn nach aufmerksamer Musterung auf, im Hause zu bleiben und leichte Arbeiten zu verrichten. Unser Husar ging — mit knurrendem Magen

— sofort auf den Vorschlag ein und griff zu, so gut er konnte. Nachdem er sich ein paar Stunden tüchtig gestreckt und im Schweiß seines Angesichts die ungewohnte Arbeit getan hatte, pflanzte sich der Wirt plötzlich vor ihm auf und sagte im hinterpommerschen Platt: „Ich kenn Euch doch, Ihr seid der Leutnant v. P. von der dritten Schwadron!“ Ueberrascht blickte der Angeredete auf sein Gegenüber und erwiderte nach einigem Zögern: „Gewiß, der bin ich, und Sie sind der Husar R.“ Und nun stellte sich heraus, daß R. nicht allein der Untergebene, sondern auch der Bursche des Herrn v. P. gewesen war.

Die Rollen waren vertauscht, der frühere Herr Leutnant!!! war im Dienste seines Friedrich!!!

Herr v. P. hatte, wie alle seine engeren Landsleute, einen frischen, gesunden Menschenverstand — horse sense nennt das der Amerikaner —, er fühlte sich also durchaus nicht „geniert“, wie es der „bessere“ Kaufmann, Beamte oder Studierende getan hätte, sondern arbeitete feste im Dienste seines ehemaligen Burschen. Schnell hatte er sich in alles hineingefunden und sich nach Jahresfrist gewissermaßen unentbehrlich gemacht. Er gehörte zu den Einwanderern von Bildung und guter Herkunft, die fürs erste mit der Vergangenheit abgeschlossen haben und sich rückhaltlos in die neuen Verhältnisse hineinfinden. Der englischen Sprache bald mächtig — einmal wird im Kadetten-Korps dem Schüler die Aussprache fremder Zungen praktischer beigebracht wie in Gymnasien und dann lernt der Plattdeutsche in Amerika in sechs Monaten besser englisch wie der Süddeutsche in zwei Jahren —, war er bald der leitende Geist im Geschäfte und mußte gegen den Willen des vorsichtigen Wirtes das Geschäft zu erweitern und auf breitere Basis zu stellen. Nun gehörte dasselbe der amerikanischen Frau des R., die bald Herrn v. P. für einen erfolgreicheren Geschäftsmann hielt wie ihren Mann. Wie das so in Amerika unter Freunden zu gehen pflegt, einigte man sich bald. Herr R. wurde abgefunden, und nach einer ganz kurzen Anstandsfrist heiratete Herr v. P. die ge-

schiedene Frau seines ehemaligen Burschen. Er wollte nun seiner ganzen Veranlagung nach höher hinaus, das ganze Wirtshausmilieu paßte ihm nicht mehr, und er wußte sich nach einigen Versuchen des zum Ia-Geschäfte gemachten Logierhauses vorteilhaft zu entäußern. Er ging ins Versicherungswesen, ein Betätigungsfeld in Amerika, das nichts wie angeborenes Talent erheischt, wurde Vertreter großer Gesellschaften, beteiligte sich wirksam an der einträglichen Lokalpolitik und befindet sich heute, umringt von einigen amerikanisch-deutschen jungen Junkern, von denen einer schon preußischer Offizier ist, sozial und wirtschaftlich in günstiger Lage.

Ein ehemaliger Jägeroffizier, in seiner im Norden Preußens gelegenen Garnison der schöne Louis genannt, war nach weiten Streifzügen auf beiden Erdhälften endlich auch an dem Endziel aller Glücksjucher, in den Vereinigten Staaten, angelangt. Nach seinem Abschiede hatte er in Spanien unter der Republik gegen die Karlisten gekämpft, war später in die niederländisch-ostindische Armee getreten, in Sumatra Tabakplanzer geworden, um von dort die Philippinen aufzusuchen und schließlich Uncle Sams Gestade anzulaufen.

Ein auffallend schöner Mann, sah er sich instinktiv nach einer Stellung um, die ihn in unmittelbaren Verkehr mit der Frauenwelt brachte. Er wußte sich die Vertretung eines erstklassigen Parfümgeschäfts in New York zu sichern, die ihn viel in reiche Privathäuser und in Berührung mit den Damen des High life brachte. Bald war er dank seines zugänglichen Wesens und seines eleganten Auftretens überall ein gern gesehener comer. Die Wirkung seiner Popularität waren glänzende Monatsabschlüsse, darauf die Gründung eines eigenen Geschäfts im fashionablen Gotham und schließlich das Wegfischen der besten Kunden seines alten, weiblichen Chefs. Ein unter solchen Umständen erreichter Erfolg ist in Amerika nicht gefahrlos, besonders wenn der Geschädigte eine Sie und prominente Geschäftsfrau ist; manch soziales und geschäftliches Bein wurde ihm

gestellt, er stolperte aber nicht, der weibliche smart set hielt treu zu ihm, so blieb er style und erfreute sich dauernd eines ausgezeichneten Zuspruchs.

Eines Tages trat eine auffallend elegante Dame in sein Kabinett, erklärte, viel Gutes von ihm gehört zu haben, daß sie sich fortan als eine seiner treuesten Kundinnen betrachte — und seine geschiedene Gattin stand vor ihm. Sie hatte — auch Frauen der Gesellschaft in Deutschland empfinden hin und wieder das Bedürfnis eines Klimawechsels — den Atlantic westwärts gekreuzt und sich in Brooklyn mit einem reichen, noch 15 Jahre älteren Manne verheiratet. Sie blieb seine zäheste Klientin.

Es gibt noch heute nicht wenige Marsjünger, die eine reiche Heirat als Hauptzweck ihrer Amerikafahrt betrachten, und andere bescheidenere, die eine solche als Möglichkeit im Auge haben. In der Regel sind Ehen deutscher Offiziere und Edelleute mit Amerikanerinnen glücklich verlaufen, was man von mannigfachen Verbindungen mit der übrigen europäischen Aristokratie nicht gerade behaupten kann. Bei einem namhaften Teile solcher Eheprojekte tritt das rein Kommerzielle so unverschleiert und geschmacklos zutage, daß es nicht wundernehmen kann, wenn sich in der amerikanischen guten Gesellschaft das Prestige des europäischen Geburtsadels immer mehr verflüchtigt. Die im Deutschen Reiche, besonders in Preußen, jetzt beliebten ungewöhnlich zahlreichen Nobilitierungen, bei denen der Umfang des Geldbeutels eine laute Fiedel spielt, sind auch nicht gerade dazu angetan, den deutschen Adel in den Augen des Auslandes, das aus Unkenntnis nur zu leicht generalisiert, als Träger stolzer, historischer Erinnerungen erscheinen zu lassen.

Der Ehescheidungsfalland des Grafen Boni de Castellane in Paris, der mit dem Siege auf der ganzen Linie der Gräfin neé Ann. Gould endete, rief mit Recht in der amerikanischen Presse einen Sturm von Hohn und Spott hervor, der an die Adresse der aristokratischen Mitgifts-

jäger von Profession gerichtet war. Dieser Monsieur Castellane, dessen Adelsqualifikation von bekannten Genealogen immer stärker in Zweifel gezogen wird, hat sich als ein Mensch von schlechter Erziehung und Gewohnheiten erwiesen, dem die reiche Mitgift seiner Frau das Hirn total verdreht hatte. Wie ein waschechter, fetter Parvenü verpragte er das Geld der bürgerlichen Familie Gould. Die in solchen Fällen sich unentwegt einstellenden aristokratischen Schmarozer belagerten das Palais der Gräfin; die demi monde sandte ihre Vertreterinnen, kurz alle zweifelhaften Elemente drängten sich heran, um im Trüben zu fischen. Das ganze war ein widerwärtiges Schauspiel und das wirksamste Mittel, den europäischen Adel in Amerika gründlich zu diskreditieren. Auf welcher Seite des Atlantischen Ozeans, so fragte man, waren denn eigentlich die Parvenüs zu Hause?!

Der Amerikaner hat für den Begriff Parvenü drei Bezeichnungen. Die verächtlichste ist der Shoddy, eine Klasse von gewissenlosen Spekulanten, die im Bürgerkriege durch betrügerische Manipulationen, insonderheit durch minderwertige Lieferungen an die Armee der Nördlichen große Vermögen erschwindelten. Der Shoddy ist in den atlantischen Nordstaaten zu Hause. Noch heute wird ein Unternehmer, der sich in zweifelhafter Weise an der Bundesregierung bereichert, Shoddy genannt; ihm haftet nicht nur das ihn nicht drückende Odium des Betrügers, sondern auch das Brandmal des schlechten Patrioten, ja des Landesverrätters an. Unserem Begriff von Parvenü kommt der amerikanische Upstart am nächsten, ein Mann, der durch schnelles Reichwerden zum Proz geworden ist. Himmelhoch über beiden steht der Selfmademan, ein Name, der sich nur auf anständige, energische und kluge Männer bezieht, die durch Tatkraft, Fleiß, Intelligenz und Zielbewußtsein vermögend und einflußreich geworden sind. Nach der geltenden amerikanischen Auffassung wird allerdings auch bei dieser Klasse die Art und Weise, wie die Reichtümer erworben wurden, nicht eingehend untersucht.

Nun möchte ich die in Deutschland viel verbreitete, durch die Amerika-Lektüre bestärkte Ansicht über die amerikanische Frau und ihre Stellung richtig stellen. Wer sie zwei Jahrzehnte in ihrem Tun und Treiben gesehen hat, in stetem Verkehr mit ihr gewesen ist, der weiß, daß sie nicht annähernd die herrschüchtige und anmaßende Person ist, als welche sie in Publikationen der letzten 20 Jahre geschildert wird. Ebenso ist die beherrschende Stellung dem Manne gegenüber, der neben ihr zum Sklaven degradiert wird, eine Fabel. Ich spreche von allen Schichten der Bevölkerung, vom gesamten amerikanischen Volke.

Daß infolge der ganzen amerikanischen Lebensauffassung, des allgemeinen Zuschnitts, die Frau von Jugend auf unabhängiger und selbständiger, ja ungebundener lebt wie ihre Schwester in Deutschland, ist nur natürlich und berechtigt nicht zu ungünstigen Schlüssen auf ihr Wesen und Handeln. In Amerika gibt es ebenso hingebende und arbeitame Gattinnen und Mütter wie in anderen Ländern. Das Familienleben allerdings ist als Regel nicht so herzlich und innig wie in Deutschland. Das liegt schon an der abweichenden Auffassung von der Ehe. Der Egoismus vieler Amerikanerinnen, der den Mutterpflichten ausweicht, die Bequemlichkeit, die das Leben im Boarding House dem in der eigenen Wohnung vorzieht, geben dem Eheleben der zahlreichen kinderlosen Paare von vornherein etwas Kühles und Geschäftliches. Beide Teile wollen die Annehmlichkeiten des Zusammenlebens genießen, aber nicht den Pflichten der Eltern nachkommen. In kinderreichen Ehen, die leider in den Vereinigten Staaten gerade bei den Stockamerikanern immer seltener werden, ist aber das Verhältnis aller Glieder oft ein sehr inniges.

Auch in dem Verhältnis zwischen Mann und Frau ist in den diesen Stoff behandelnden Büchern mächtig übertrieben worden. In den Familien der Millionen von organisierten Arbeitern, Farmern und Angestellten in allen Zweigen der Betätigung, ist als Regel der Mann

Herr im Hause. Daß die amerikanische Frau nicht alle die Arbeiten tut, wie ihre Schwestern in Europa, ist natürlich und der ganzen Lebensweise entsprechend, also gar nicht notwendig. In den weiten Schichten der Bevölkerung, also im amerikanischen Volke, führt die Hausfrau den Haushalt, kocht, schneidert und pflegt den jüngsten Nachwuchs wie in Deutschland.

Wie himmelweit die Ansichten über die amerikanische Frau bei Leuten auseinandergehen, die sich einige Jahre in ganz bestimmten Orten und in ganz bestimmten Kreisen aufgehalten und verkehrt, oder die besuchsweise die Union gesehen haben, und dann den Drang in sich fühlen, Bücher über Amerika zu schreiben, möge folgende Blütenlese beweisen, die zugleich erhellt, daß die Autoren der bezüglichen Werke keinen Schimmer einer Ahnung vom intimen Leben des amerikanischen Volkes haben, von einigen Ausnahmen auf das Ganze schließen, also generalisieren.

In seinem Mitte der 80er Jahre geschriebenen Buche „Amerika in Wort und Bild“ läßt F. von Hellwald die Amerikanerin als die angebetete Gottheit, den Amerikaner als einen hündischen Sklaven auftreten. Er schreibt: „Fast unglaublich ist es, wie in manchen amerikanischen Ansiedlungen jeder Unterrock fanatisch verehrt wird. Selbst vor der importierten Sünderin wirft man sich auf die Knie, wie vor der heiligen Jungfrau, man reißt und knufft sich, sticht und schießt sich um irgendeine Dirne. Da fragt niemand nach Tauf- und Impfschein, Mitgift, Familienverhältnissen, Fehler oder Mängel. Ueber die Gegenwart vergißt man die Vergangenheit. Begehrlichkeit wird nicht einmal durch Häßlichkeit abgeschreckt.“ Nachdem Hellwald auf die überwiegende Mehrheit des männlichen Geschlechts hingewiesen hat — das ist jetzt anders geworden, besonders in den großen Städten — fährt er fort: „Aus diesen Verhältnissen heraus entwickelte sich allmählich die landesübliche Behandlung des weiblichen Geschlechts, wobei aber die Höflichkeit der Herrn in die Herrlichkeit der Weiber auszuarten droht. Sie sind in

Wahrheit die Monarchinnen Amerikas. Die Frau benimmt sich als Gebieter, sie schickt den Mann mit dem Armkorb auf den Markt, um Gemüse und Fleisch zu kaufen, sie nimmt seinen wöchentlichen Verdienst in Anspruch, damit er lerne, sich ein Glas Bier zu verschaffen, sie aber um so mehr auf Fuß verwenden könne.“

Die Art der Unterhaltung zwischen Amerikanern beider Geschlechter ist viel freier wie in Deutschland. Es werden in großer Gesellschaft in Gegenwart junger Mädchen Dinge besprochen, die kaum im engsten Familienkreise in Deutschland zur Sprache kommen. Diese Art unverschleieter Aussprache tritt am unverfrorensten in der Presse der emanzipierten Frauen zutage. Da wird ein unglaublich unzüchtiger Ton angeschlagen. Ein geachtetes und weit verbreitetes Blatt, der „New York Citizen“ schrieb seinerzeit darüber folgendes: „Kaum ist ein Journal für Frauen oder unter der Leitung von Frauen in die Welt getreten, als seine weiblichen Mitarbeiter sich auch bereits anschicken, Themata zu besprechen, welche selbst unter Männern kaum berührt werden. Die heiligsten Heimlichkeiten der ehelichen Beziehungen werden hier sofort zum Spielplatz für ungeübte Federn gemacht. Dinge, von denen es einer bescheidenen Frau im Traum nicht einfallen würde, selbst ihrer Schwester gegenüber zu reden, werden von diesen biedereren Vertreterinnen weiblicher Züchtigkeit ohne das geringste Zögern besprochen. Physische Beschwerden, welche eine Frau kaum dem Arzte bekennen würde, wenn ihr Leben von seinem Rate und seiner Hilfe abhängt, werden in den Frauenzeitungen mit so wenig Rückhalt besprochen, wie Pferdekrankheiten in einer Zeitung für Viehärzte. Unverheiratete Frauen schreiben über eheliche Pflichten, schimpfen über das Benehmen des Mannes in ehelicher Hinsicht und lassen sich über Dinge aus, von denen eine anständige Frau nicht ohne Erröten sprechen hören würde. In der ganzen Literatur findet sich nichts, was dem gleichkommt, auch unter männlichen Journalisten nicht.“

Professor Münsterberg, dessen Buch „Die Amerikaner“ vom ersten bis zum letzten Satze die dringende Sorge erkennen läßt, nur um Himmels willen nicht den Zorn der Jingos in den New-Englandstaaten zu erregen, singt das hohe Lied der Amerikanerin, die er nicht kennt, und spricht von Zuständen, die niemals im amerikanischen Volke bestanden haben. Nachdem er von der Enttäuschung amerikanischer Eltern bei der Geburt eines Jungen erzählt hat, läßt er sich über das Verhältnis des männlichen dem weiblichen Geschlechte in Amerika gegenüber so aus: „Frühzeitig wird er — der Amerikaner — eine Stellung erwerben, aber doch vor allem nur, damit seine Frau eine Rolle spielt, vielleicht wird er Reichtümer erringen, aber doch vor allem nur, daß seine Töchter sie genießen können. Sein Leben lang wird er stehen müssen, damit „sie“ sitzen kann, wird sich plagen müssen, damit sie glänzen kann.“

Was versteht Herr Münsterberg denn unter: Die Amerikaner. Die paar pudigen New Engländerchens oder die Millionen von organisierten Arbeitern, von Farmern, von Angestellten in allen Industrien und Geschäften; die scheinen für ihn Luft zu sein, eitel Luft. Diese Millionen, deren Fleiß, Tatkraft und Intelligenz die große Republik zu dem gemacht haben, was sie ist und von denen jeder einzige moralisch, geistig und körperlich über dem new-englischen Proß steht, wie der Löwe über dem Hasen.

Herr Münsterberg predigt weiter und bewirft, um nur das gnädige Lächeln eines Yankee hervorzurufen, die Engländerin und den europäischen Mann der Gesellschaft mit Rot: „Die Tochter des Inselreichs ist steif und ungeslenkig, die Amerikanerin ist vor allem graziös.“ Wo hat denn Herr Münsterberg seine Kenntnis der Britin her, aus Whitechapel in London? Wenn er gnädigst ins Volk hinabsteigen wollte, würde er ebensoviele, wenn nicht mehr dicke, plumpe und ungeschlachte Frauen in Amerika sehen, wie in irgendeinem Lande auf unserm Planeten.

Und weiter: „Die Galanterie des Europäers ist im

Grunde egoistisch, sie huldigt, um zu gewinnen, sie schmeichelt, um zu gefallen. Die Galanterie des Amerikaners will nicht verführen, sondern dienen.“ In keiner Gesellschaft, auch der Pariser nicht, weder im Geburtsadel, noch in der Hautefinance gibt es so viele schamlose Sumpfvögel, wie in den New England-Staaten und in New York. Die Galanterie des Amerikaners hört da auf, wo sein Geschäft und seine Interessen anfangen. Als im Jahre 1884, um eine historische Begebenheit zu nennen, Belva Lockwood als Kandidat für die Präsidentschaft auftrat, wurde sie verunglimpft, ihr Privatleben so in den Schmutz gezogen, wie unter männlichen Kandidaten. Und der Brand des Trianon-Theaters in Chicago; wo blieb da die Galanterie der Amerikaner, die Frauen und Kinder unter die Füße traten, um sich zu retten. Die meisten Behauptungen des Herrn Münsterberg in dieser Richtung sind übrigens längst widerlegt worden.

Das Richtige trifft Wilhelm von Polenz, wenn er in seinem vortrefflichen Buche: „Das Land der Zukunft“ mit Bezug auf die Amerikanerinnen sagt: „Die Frauen sind darum drüben heute so hoch geachtet, ja vielleicht verwöhnt, weil sie in primitiven Zeiten, als die Sitten und Anschauungen sich bildeten, in der Minderzahl waren. Damals wurden sie stark begehrt, und die einzelne ward von dem glücklichen Gewinner natürlich zeitlebens auf Händen getragen.“ Ganz richtig, ein mathematisches Exempel, ein rarer Artikel wird hoch bezahlt. Seitdem die Frau in Amerika nicht mehr in der Minderheit ist, hat dieser Kultus bedeutend nachgelassen.

Der Verkehr zwischen Männern und Frauen ist in Amerika ein sehr freier und ungehinderter, es gibt so viele Gelegenheiten, ihn zu fördern. Da sind die Camp Meetings im Sommer, zu denen sich junge Mädchen, the summer girl einfinden, mit Männern Bekanntschaft machen, mit ihnen im Camp leben, um nach einigen Wochen nach Hause zurückzukehren.

Meine persönliche, in 20 Jahren mitten im ameri-

kanischen Volke erworbene Erfahrung hat mich zu anderer Ansicht über die amerikanische Frau geführt, wie sie von den oben erwähnten Autoren ausgesprochen wird.

In reichen wie in wenig bemittelten Familien arbeitet die Frau fleißig, hilft tüchtig mit, weil sie ihrer ganzen Veranlagung nach gar nicht anders kann. Gegen tatenloses Zuschauen, gegen Nichtstun, Neigungen, die ihr von „Amerikakennern“ angehängt werden, würde sich ihr ganzes Wesen aufbäumen. Auf Farmen im Zentralwesten, in Illinois, Missouri und Kansas habe ich Frauen auf dem Felde mithelfen sehen, natürlich nicht schwere Arbeiten verrichten, wie Tagelöhnerfrauen im östlichen Deutschland. Sie haben um das Haus, in der Yard und im Garten genug zu tun. Im Frühling, Sommer und Herbst kann man in palastartigen Residenzen die Dame des Hauses fleißig im Garten und in den Anlagen hantieren sehen, wie sie Äste und Zweige beschneiden und zustoßen, das Gras mit der Maschine klippen und Rasen, Pflanzen und Blumen bewässern.

Eine Erscheinung im amerikanischen Eheleben ist allerdings geeignet, diese christliche geheiligte Institution verächtlich zu machen, das sind die immer häufiger werdenden Ehescheidungen, die immer mehr zur reinen Geschäftssache und mit der Absicht auf finanziellen Gewinn vorgenommen werden. Es werden heute von Frauen Ehen überhaupt oft nur mit dem Zwecke eingegangen, um die Möglichkeit einer gewinnbringenden Trennung zu haben. Schadenersatzklagen für wirklichen und erfundenen Bruch des Eheversprechens sind in der großen Republik auch schon ein Mittel zur Erlangung von Kapital oder Jahreseinkommen geworden. In manchen Staaten der Union ist die Ehescheidung eine fest etablierte Industrie, die Tausenden eine Existenz gibt, ihr einziger Broterwerb ist. Eine namhafte Anzahl von Advokaten verlegen sich ausschließlich auf diesen Zweig ihrer Profession. Die finanzielle Ausbeutung der Ehe ist also in ein System gebracht. Das business hat, wie überall in Amerika, auch hier den Vortritt.

Ob die, namentlich in den wohlhabenden Kreisen der amerikanischen Frauenvwelt beliebte Gepflogenheit, gewerbmäßig aus der Ehe materiellen Vorteil zu ziehen, auf das Verhältnis zum stärkeren Geschlecht Einfluß gehabt hat, ist anzunehmen. Die jetzt überall zutage tretende geringere Rücksicht gegen die Frau muß einmal auf obige Erscheinung und auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß die Frau heute in Amerika nicht mehr ein seltener und darum im Preise hochstehender Artikel ist, da das schnelle Anwachsen der weiblichen Bevölkerung einen Ausgleich im gegenseitigen Zahlenverhältnis zur Folge gehabt hat.

Die Tatsache der schwindenden Rücksichtnahme und Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht ist sehr zu bedauern, zumal ein namhafter Teil der Amerikanerinnen von dem oben gezeichneten Uebel frei ist und auf hoher moralischer Stufe steht.

Es ist heute Ausnahme, während es früher Regel war, daß ein Mann im Straßenbahnwagen sich erhebt, um seinen Sitz einer Dame anzubieten. Das ist, wie gesagt, sehr zu bedauern, wenn auch die an sich schöne Sitte vielfach übertrieben wurde. Daß ein alter, mit Frau und Kindern gesegneter Arbeiter, der nach getaner Tagesarbeit ermüdet nach Hause fährt, eines Badfisches wegen eine halbe Stunde stehen soll, ist Nonsens. Ich selbst habe es mir zur Regel gemacht, jedem erwachsenen weiblichen Wesen meinen Platz zu überlassen, das hohe Alter vorgezogen. Die Durchführung dieses Prinzips brachte mir einige amüsante Momente. Als ich einmal in Cleveland, Ohio, in einer Willson-avenue-Car fuhr, rauschte ein geschmacklos gedrehtes high-tone-Frauenzimmer hinein, und dicht hinter ihr ein altes, dürftig gekleidetes, schwächliches Frauchen, der ich die deutsche Abkunft sofort ansah. Die erstere sah sich befehlend um, ob irgend jemand es wagen würde, in ihrer stehenden Anwesenheit sitzen zu bleiben. Alles wagte. Besonders mir warf sie giftige Blicke zu. Ich winkte der Alten, und gab ihr trotz dem ver-

Au'

nichtenden Augenaufschlage meinen Sitz. Der wohlgenährten, umfangreichen Person wird die ungewohnte Übung des Stehens gut getan haben.

Früher schob der Mann allein den Kinderwagen, jetzt tut es die Frau auch; früher trug er jedes Paket, jetzt teilen sie sich in diese Betätigung. Trotz dieser Erscheinungen ist in Amerika noch heute der Mann rücksichtsvoller und aufmerksamer im Verkehr mit der Frau wie in Europa. Die auch in Deutschland verbreitete Manier, anständige, allein gehende Frauen nach dem Dunkelwerden auf der Straße zu belästigen, wird in Amerika niemals Eingang finden.

Es ist der Ausfluß ritterlichen Gefühls, daß der Amerikaner den Weiberprügler verachtet und dementsprechend straft, und sich nicht zur Wehr setzt gegen Tätlichkeiten der Frau.

Man greift in Amerika zu eigenartigen Mitteln, um sich von einer bösen Sieben zu befreien. In Chicago war ein in der Lincoln-Avenue wohnender reicher broker — Makler — mit einer solchen gesegnet, und wollte sie durchaus los werden. Jedes Mittel aber schlug fehl, ihr fiel es nicht ein, den Mann, der wohl oder übel alle ihre Launen befriedigen mußte, freizugeben. Er reizte sie, es half nichts, es kam zu Szenen, aber zu nichts weiter. Allmählich hatte er ihre Mißstimmung zu Wut und Haß zu steigern gewußt. Auch sie hatte ein langes Register schwacher Seiten und unbewachte Augenblicke. Als sie etwa „reif“ war, wartete er auf Bismarcks psychologischen Moment. Er wußte sie an einer bestimmten Stelle am verkehrsreichen Michigan-Drive zu treffen. Es fiel die Bemerkung, die jede amerikanische Frau in wilde Rage versetzt. Die Wirkung trat ein. Die langwierige und zähe Arbeit fand ihren Lohn. Sie geriet in namenlose Wut, vergaß Perlen und Rubinen, glänzende Feste und Toiletten, die reichen Revenuen, und hieb und stieß auf ihn ein. Mit verchränkten Armen, mit unendlich befriedigtem, behaglichen Lächeln ließ er sie gewähren. Er rührte keinen

Zinger. Sein Ziel war erreicht. Seine Zeugen waren zur Stelle, die ihrigen nicht. Ein nach endlosen Verhandlungen und immer erneuten Schwierigkeiten schließlich erfolgreich durchgeführter Scheidungsprozeß war die Folge; er zahlte ihr eine reichliche, von ihrem bisherigen Einkommen jedoch stark abweichende Jahresrente und — war sie los.

Es tritt jetzt in der vornehmsten, nicht gerade reichsten Gesellschaft der Union, besonders in den New England-Staaten und dem New Yorker smart set immer ausgesprochenener das Bestreben zutage, als Geburtsaristokratie und nicht als Plutokratie zu gelten. Expräsident Roosevelt ist ein Vertreter dieser Richtung. Dieser Anschauung entspricht die neuerdings hervortretende, absprechende Art, mit der die Sucht gewisser reicher Kreise, ihre Töchter mit dem europäischen Hochadel zu verheiraten, in der beeinflussten Presse behandelt wird. Man will damit dartun, daß gewisse amerikanische Geschlechter durch solche Ehen gesellschaftlich nichts gewinnen.

Die von diesen Kreisen ausgehende Tendenz, in der großen Demokratie Klassenunterschiede in ausgeprägterer Form wie bisher zu kreieren, macht sich immer fühlbarer und zeigt ihre Wirkungen. Während in den oberen Gesellschaftsschichten Familiengeschichte und =Stammbäume diesem Zwecke dienen sollen, tut in der breiten Bevölkerung die billige Einwanderung das ihrige, soziale Scheidewände zu errichten. Eine ganz unamerikanische, aus dem monarchischen Europa erborgte Institution. Der organisierte amerikanische Arbeiter steht in Lebensauffassung und Lebenshaltung so hoch über dem Typ der jetzigen Masseneinwanderung, daß sich die Scheidungsgrenzen von selbst ergeben.

Die organized labor in den Vereinigten Staaten stellt eine gewaltige Summe von Intelligenz, Tatkraft, Humanität und Wohlstand vor, sie verkörpert in ihrer überwiegenden Mehrheit das rechtliebende Element im Lande

den gesetzübertretenden Trusts gegenüber. Sie wirkt energisch für Durchführung der Gesetze, an deren Gestaltung sie reichen Anteil hat; sie hegt nicht gegen die besitzende Klasse, weil ein namhafter Teil ihrer Mitglieder dieser Klasse angehört.

Die Arbeiter-Assoziationen existierten längst, ehe die Trusts ins Leben traten. Einer der Hauptgründe der Verschmelzung des Großkapitals war die stetig wachsende Macht der Arbeiter-Unions.

Um nun den Faden sozialer Differenzierungen wieder aufzunehmen, so muß betont werden, daß von den Förderern dieser Richtung nichts unversucht gelassen wird, ihre Geschlechter von andern geburtlich abzuheben. Bekannte Genealogen werden herangezogen, um die Urabstammung, das Alter solcher Geschlechter, einwandfrei festzustellen. Eigene Zeitschriften beschäftigen sich ausschließlich mit den Genealogien der ältesten Familien — besonders in den Südstaaten.

In urkundlich nachgewiesenem Geschlechtsalter reichen diese natürlich nicht entfernt an den deutschen Uradel heran. Daher gilt denn auch schon die Tatsache, daß eine Familie zur Zeit der britischen Herrschaft, die vor 135 Jahren ihr seliges oder unseliges Ende nahm, bereits eine politische oder soziale Rolle im Lande spielte, als hinreichende Qualifikation zum Eintritt in diesen exklusiven Kreis.

Die soziale Distanzierung hat auch in der New Yorker Gesellschaft selbst eine reinliche Scheidung bewirkt. Aus den ehemaligen oberen Zehntausend sind längst die oberen Vierhundert hervorgegangen, aus denen sich dann auch schon vor Jahren die Upper eighty herausgeschält haben. Um die reinliche Scheidung flecken- und lückenlos zu machen, haben sich die oberen Bierzig, der smart set konstituiert, die denn auch allgemein als die „*crème de la crème*“ anerkannt werden.

Ein New Yorker Blatt, das sich besonders mit der Gesellschaft beschäftigt, stellte kürzlich folgenden Vergleich

an: „Was bei uns die alten Kolonialfamilien sind, stellt in Deutschland der Uradel vor; unsere millionenreichen Upstarts entsprechen den auf Grund ihres dicken Geldbeutels im Deutschen Reiche nobilitierten Geschäftsleuten.“ Die Differenzierung im deutschen Adel drückt sich übrigens im Gothaer Almanach in zwei gesonderten Taschenbüchern aus für den Uradel und den Briefadel. Die in den Freiherrnstand erhobenen Bürgerlichen nehmen hingegen dem Alphabet nach im Freiherrlichen Taschenbuch ihren Platz ein ohne Absonderung von uradligen Freiherrn-Geschlechtern.

Auch äußerlich ist in Amerika diese Tendenz erkennbar, und da müssen wohl oder übel beim europäischen Adel Anleihen gemacht werden. So nehmen die Initialen auf den Kutschenschlägen, auf Zaumzeug und Schabracken immer mehr die Form von Wappen an, über denen man etwas verschwommen neun-, sieben-, fünfzackige und geschlossene Kronen zu sehen wähnt. Die Livreen der amerikanischen Up to date-Dienerschaft sind im Stile europäischer Höfe gehalten.

An Familienstolz, der nicht breitspurig und prozig, sondern bezent und vornehm auftritt, stellen indessen die alten Sklavenhalter-Geschlechter der Südstaaten alle Upper fourties, smart 'sets usw. tief in Schatten. Da ist noch echtes Herrentum zu Hause. Ein Slaver dünkt sich hoch über einen Vertreter der alten Kolonial-Familien. Die Familien Whitney, die anerkannt vornehmste im Süden, sucht sogar die Abstammung von englischen Königshäusern herzuleiten. Dieses Thema behandelt ein eigens zu diesem Zwecke publiziertes Werk.

Die unvergleichlichen und unvergeßlichen Gründer, Förderer und Erhalter der großen amerikanischen Republik aber, die Washington, Adams, Franklin und Lincoln würden sich im Grabe herumdrehen, wenn sie von dieser Verleugnung des alten demokratischen Gedankens erführen.

Kapitel 10.

Die amerikanische Politik. — Korruption und Stimmenkauf. — Der professionelle Politiker. — Bereicherung durch die Politik. — Uncle Sam als Arbeitgeber. — Geschäftsordnung im Kongreß. — Die „Lobby“. — Macht des Senats. — Der Politiker abhängig von der Parteimaschine. — Sturmlaufen gegen Roosevelt. — Dessen schwache Seiten. — Der „Strohmann“ Taft. — Roosevelt der populärste Mann in Amerika. — Die Vereinigten Staaten, das beste Land für den Ansiedler.

Das politische Getriebe in den Vereinigten Staaten läßt sich mit dem irgendeines anderen Landes nicht vergleichen. Die halbjährlich stattfindenden, sich unaufhörlich folgenden Wahlen im ganzen Bundesgebiet, in den einzelnen Staaten, Städten und Counties erhalten das Interesse für die Politik und die Beutesucht fortgesetzt rege.

Die Folge ist, daß die Politik das ganze amerikanische Leben und Wesen durchtränkt, in alle Bevölkerungsklassen hineinspielt, Unsummen Geldes verschlingt, Tausende von Opfern fordert, Hunderttausenden eine Existenz bereitet und Unzählige zu reichen Leuten macht.

Die Politik in Amerika ist ein gigantisches Geschäft, zugleich ein endloser Kreislauf, der Zahllose mit sich fortreißt oder hinausgeschleudert.

Der Schacher fängt beim Stimmenkauf des Regers und weißen Lumpen an, verpflanzt sich in die politischen Komitees und erreicht seine höchste Blüte in den staatlichen Legislativen und im Bundeskongreß.

Mit der Entwicklung zu ihrem gegenwärtigen Gepräge hat die amerikanische Politik ein Wesen geschaffen, dem

sich nichts auf unserem Planeten vergleichen läßt: den amerikanischen Politiker von Profession. Dieser, der unverfälschte Typ, tritt in Hunderttausenden von Exemplaren auf, ist keine sympathische Persönlichkeit, und in der Regel ein großer Spitzbube, der Bundes-, Staats-, städtische und County-Aemter ausschließlich als Institutionen zum Beutemachen ansieht, dem sein eigenes Wohl alles, das des Landes und Volkes total gleichgültig, und für den der Patriotismus ein lächerlicher Begriff, der nur bei „Crancks“ (Marren) zu Hause ist. Diese Kreatur kennt nur ihren persönlichen Vorteil, richtet unendlich viel Unheil an und trägt zur Degeneration weiter Kreise bei. So müßte ein anständiger Reichsdeutscher über diese Spezies urteilen. Der Professionspolitiker ist aber heute ein Imponderabile des in der Union herrschenden Maschinensystems, dessen logische Wirkung, den der Amerikaner sich selbst auf den Hals geladen hat und den er kaum wieder abzuschütteln imstande sein dürfte.

Das ist der reine oder eigentlich unreine Typ des gewerbsmäßigen Politikers. Der größte Teil aber der Inhaber öffentlicher Aemter in der Union, vom Präsidenten und Gouverneur über den Kongreßmann zum Staatsdeputierten und Mayor — Bürgermeister —, sehen in der Politik auch ihren Lebensberuf und unter ihnen befinden sich Männer, die, wie Roosevelt und Mc Kinley, ihrem Lande in der Eigenschaft als Politiker wichtige Dienste geleistet haben. — Einen Reichstags- und Landtagsabgeordneten in Deutschland, der, wie so viele, sein ganzes Leben der Politik gewidmet und Jahrzehnte dem Parlament angehört hat, könnte man, ohne ihm nahe zu treten, in diesem Sinne einen Politiker von Profession nennen. Der Ausdruck ist aber im Reiche nicht geläufig und hat etwas Anrüchiges.

Es ist selbstverständlich, das Gegenteil würde auffallen, daß sich sowohl Bundes- und Staatsbeamte, wie Parlamentarier in den Vereinigten Staaten in dieser ihrer Eigenschaft bereichern. Das Beutemachen muß schon

den Charakter des unverschleierte Raubes enormer Summen annehmen, die Stimme der öffentlichen Meinung muß laut werden, ehe man das Strafrecht in Anspruch nimmt. Eine Tweed-Affäre ist dazu nötig, ein gewaltiger Skandal, der auf die ganze politische Tätigkeit des siegreichen Union-Generals im Sezessionskriege, des Präsidenten Ulysses Grant, einen dunklen Schatten geworfen hat. Dieser in den Vereinigten Staaten unbeanstandete Gelderwerb würde in Deutschland und in den meisten europäischen Ländern als Spitzbüberei bezeichnet und als solche geahndet werden. In Rußland ist er allerdings zur alten, lieben Gewohnheit geworden und hat in allerhand Spielarten sein gut Teil zu den Niederlagen gegen die Japaner beigetragen, in der französischen Republik wird er immer mehr Übung. Im Deutschen Reiche wird in dieser Hinsicht Beamten aller Klassen und Volksboten das strengste Maß angelegt; eine geschäftliche Beteiligung, wie sie vor zwei Jahren einem hochverdienstlichen preussischen Minister die Stellung kostete, ist in dem geordneten Staatswesen ein alltägliches Vorkommnis und findet nirgends Anstoß. — Man muß, um sich in die amerikanische Auffassung dieser Art von Bereicherung hineinzufinden, von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehen, von Voraussetzungen, die die Politik zu einem jedem Bürger offenen Geschäft stempeln.

Der amerikanische Volksbote, auch der ehrenhafteste, und es gibt deren viele, faßt seine Aufgabe ganz anders auf, muß sie anders auffassen, wie sein deutscher Kollege. Für ihn steht das Sonderinteresse seines Staates oder Distrikts in allererster Reihe, das Wohl des gesamten Vaterlandes kommt später, „denn“, so kalkuliert er, „je mehr Vorteile ich für meine Wähler herauschlage, desto gewisser ist meine Wiederwahl.“ Das ist nach dem Empfinden des amerikanischen Volkes eine einwandfreie Auffassung, zu diesem Zweck ist er gewählt worden, das ist seine Aufgabe, die er, wenn das auch nicht ausdrücklich in der Verfassung des Landes ausgedrückt ist, doch allem

Herkommen gemäß — und Tradition und Brauch sind im öffentlichen Leben der Union gewichtige Faktoren — erfüllen muß. Die ganze amerikanische Gesetzgebung ist in diesem Sinne zugeschnitten. Bei großen nationalen Fragen natürlich steht alles bei den Sternen und Streifen. Der „unreine Typ“ wittert dann die passende Gelegenheit, sich der Öffentlichkeit und seinen Konstituanten als Patentpatriot vorzustellen.

Ein energischer und befähigter Abgeordneter kann viel Gutes für seinen Staat und seine Stadt tun. Ein lebender Beweis dafür ist der Kongreßmann Burton aus dem Staate Ohio, der als Vorsitzender des Hafen- und Flußkomitees, das „er beherrschte wie ein Autokrat“, unendlich viel Vorteile für die Schiffahrt auf den großen Binnenseen, und besonders für den Erie-See und seine an diesem gelegene Vaterstadt Cleveland erzielt hat. Was für eine traurige Figur macht demgegenüber die Weltausstellungsstadt St. Louis, die für schreiend notwendige Vertiefung des Mississippistromes mit Ach und Weh ein paar Brocken zugeworfen erhielt. Es ist bedauerlich, und für die in Betracht kommenden Kongreßmänner der Staaten Missouri und Illinois ein schlechter Befähigungsnachweis, daß die unumgänglich notwendige Vertiefung zwischen St. Louis und Cairo auf 14 Fuß immer noch nicht sichergestellt ist und in absehbarer Zeit auch nicht erreicht werden wird. Präsident Roosevelt in seiner nie rastenden Sorge für des Landes Wohl hat noch in den letzten Wochen seiner Amtszeit auf diesen Uebelstand energisch hingewiesen.

Dieser Vater der amerikanischen Ströme, der von Rechts wegen Missouri heißen müßte, bietet denn auch bei der Stadt des heiligen Ludwig ein trübseliges Bild, alles öde und verlassen auf den schmutz-gelben Wassermassen. Ab und zu eine alte Fähre nach Illinois hinüber, einige armselige, an Weichsehlöcher erinnernde Güterdampfer und verschiedene, ungemein primitive Passagierboote. Das ist, neben treibenden Baumstämmen, Fässern und mitgeschwemmten Gegenständen jeder Observanz, der Wasser-

verkehr der stolzen, der ersten Million Einwohner mächtig entgegeneilenden Metropole. Nichts von dem lebhaften, nie rastenden Verkehr der kleineren deutschen Flüsse, dem Rhein, der Weser, Oder, Elbe und der Weichsel. Selbst die viel geschmähte „grüne“ Spree, neben dem Mississippi nur ein Bächlein, zeigt bei Berlin ein regeres Leben. Die allmächtigen Eisenbahnen wünschen den reichen Gewinn des Gütertransports selbst einzuheimen, und sie wissen jeden Versuch, den Strom für schweren Transport schiffbar zu machen, zu vereiteln, ganz gleichgültig, ob dadurch namhafte Teile des amerikanischen Volkes geschädigt werden. In Deutschland, obgleich dort von altersher über alles und jedes genörgelt und geklagt wird, wäre ein solches unverfrorenes Ignorieren der öffentlichen Interessen unmöglich. In Preußen arbeitet dieselbe Regierung, welche die Eisenbahnen verwaltet, unablässig an der Ausgestaltung des Flußkanalnetzes.

Hier muß ich bemerken, daß die Verwaltung öffentlicher Betriebe sowohl durch die Bundesregierung, wie durch Stadtgemeinden in der Union fast immer Fiasko gemacht hat; daher die nirgends in der Welt erreichte Macht und der gewaltige Einfluß der Riesen-Privatkorporationen. Die Post, außer Heer und Flotte, der einzige öffentliche Dienst, der in Friedenszeiten — im Kriegszustande alle Verkehrsmittel, natürlich auch der Telegraph — von der Bundesregierung verwaltet wird, arbeitet dauernd mit Verlust, während sie in vielen Kulturstaaten eine reiche Einnahmequelle für den Staatsfiskus bedeutet.

Die offiziellen Hände sind in Amerika noch klebriger wie die privaten!

Doch nun wieder zu den Volksboten! Die Geschäftsordnung im Kongreß ist eine andere wie im Deutschen Reichstage. Das Schicksal der einzelnen „Bills“ — Gesetzentwürfe — wird endgültig in den entsprechenden Komitees entschieden. Das Plenum des Repräsentantenhauses bietet denn auch ein abweichendes Bild von dem in deutschen Parlamenten, in der französischen Zweiten Kammer und

im englischen Unterhause. Während in diesen gesetzgebenden Körperschaften ein Redner, seiner politischen Bedeutung und oratorischen Begabung entsprechend, die Aufmerksamkeit des Hauses stundenlang in Anspruch nimmt und manchen seiner Hörer für oder gegen eine Vorlage umzustimmen weiß, sind die Verhandlungen im Senat und Repräsentantenhause im Kapitol in Washington Diskussionen, an denen nur einige wenige Abgeordnete teilnehmen. Der Rest des Hauses unterhält sich gemächlich über andere Dinge.

Ein anderer Umstand, der der amerikanischen Volksvertretung ein eigenartiges, von europäischen Parlamenten abweichendes Bild verleiht, ist das Fehlen jedweden Regierungsvertreters. Es gibt dort keinen Ministertisch! Im Deutschen Reichstage z. B. fallen in erster Reihe die Argumente und die daran geknüpften Möglichkeiten und Zusagen des Reichskanzlers selbst oder eines Staatssekretärs ins Gewicht, sie bestimmen oft das Los einer Vorlage. Im Kapitol nichts dergleichen. Der Präsident sendet eine Botschaft an beide Häuser des Kongresses mit oder ohne bestimmte vorgezeichnete und spezifizierete Bills und überläßt den Volksboten alles übrige — in der Öffentlichkeit! Aber — hinter den Kulissen, da spricht der Präsident durch seine Organe, in erster Reihe seine Parteihäupter und dann durch den Mund seiner Sekretäre — Minister — ein hochgewichtig Wort mit. Er kann ja auf manchen einen unwiderstehlichen Druck ausüben; seine eigene Persönlichkeit fällt da schwer in die Waagschale.

Das Schicksal einer Vorlage steht also schon vor der Sitzung fest, alles ist „gefikt“, auch die glänzendste oratorische Leistung, die schlagendsten Argumente können da nichts mehr ändern, ebensowenig, wie man einen zielbewußten Unternehmer durch einwandfreies Material veranlassen kann, seine Interessen denen seiner Arbeiter hintanzusetzen. Und wenn der Sprecher — chairman — das Resultat der Abstimmung, die Summe der „aye“ und „no“ verkündet, sagt er keinem etwas neues. Im Deutschen

Reichstage wird ja auch in Kommissionen und Vorbesprechungen zwischen Regierungsvertretern und Parteiführern manches festgelegt, das Resultat ist aber niemals wie im amerikanischen Kongreß eine „tote“ Sicherheit. Der deutsche Reichstagsabgeordnete ist unabhängiger von seiner Fraktionsleitung wie sein amerikanischer Kollege von seiner Parteimaschine, der er mit Haut und Haar verkauft ist und der er blind gehorchen muß. Aus diesem Umstande ergibt sich die klare, unwiderlegliche Tatsache, daß ein Volksvertreter im Deutschen Reiche mehr den Wünschen seiner Wähler gemäß handeln kann, wie ein Kongreßmann in der Union.

Keine demagogisch=demokratische Sophistik kann dieser ehernen Wirklichkeit gegenüber bestreiten: Der Wille des deutschen monarchisch regierten Volkes kommt in seiner Parlamentsvertretung richtiger zum Ausdruck, wie die Wünsche von 90 Millionen amerikanischer Republikaner im Kongreß.

In dem außerordentlichen Falle jedoch, daß plötzlich eine neue Konjunktur aufkommt, kann in elfter Stunde noch alles über den Haufen geworfen werden. Dann sieht man leichtfüßige Volksboten durch die Säle eilen, hier und da machen sie Halt und reden eindringlich auf diesen und jenen ein, Zweifelhafte werden bekehrt, Ueberzeugungstreue — Crancks — bedroht, die letzten Reserven herangezogen.

In solcher Situation, die nicht selten von ihr herbeigeführt wird, tritt die „Lobby“ in Aktion. Die Lobby, wörtlich Vorhalle, ist die Vertretung der größten Geschäftsinteressen des Landes, der Riesenkorporationen, die im Kapitol ihre ständigen Agenten haben. Nicht wenige Volksboten sind ihr bis über die Ohren verschrieben. Indessen tut die Lobby auch oft Gutes, ja sie ist bei den herrschenden Zuständen im Kongreß eine hochnotwendige Einrichtung. Man vergesse nicht, daß die gewaltigen Bergwerke, Eisenbahnen, Baumwollindustrie, Schiffahrt, die ungeheure

Landwirtschaft und Viehzucht, die zahllosen andern Industriezweige Millionen von Arbeitern umfassen, deren Interessen sich in Amerika nur zu oft mit denen der Gesellschaften decken. Aber ganz abgesehen hiervon: Eine Million Wahlstimmen vergegenwärtigen ein kaum in Ziffern auszudrückendes Kapital.

Auch das rein äußerliche weicht von europäischen Parlamenten ab. Wer begegnet dort zehn- und zwölfjährigen Bengeln, die sich auf den Sitzen ihrer gesetzgebenden Väter und Onkel herumreckeln oder sonst Unfug treiben.

Der Kongreß in Washington hat aber auch seine sehr glänzenden Seiten, die manchem deutschen Volksboten zum nachahmenswerten Beispiel dienen sollten. Der Charakter eines Volkes, seine politische Reife, spiegelt sich in der Haltung seiner Vertreter ab; besonders in nationalen Fragen dem Auslande gegenüber. Hier sticht der amerikanische Kongreß günstig von allen europäischen Parlamenten ab; er zeigt im Vergleich mit dem Deutschen Reichstage dem Auslande gegenüber mehr Unabhängigkeit und Selbstbewußtsein, mehr Nationalgefühl. Immer erneut hört man von deutschen Volksboten die bange Frage: Was wird das Ausland dazu sagen? Wir stellen uns ja dem Auslande gegenüber bloß! Oder die Sorge: Das muß das Ausland verstimmen, gegen uns einnehmen! Solche Auslassungen auch als taktische Mittel gegen die Regierung unpraktisch und unpassend —, die beweisen, daß der, welcher sie macht, nicht fest in seinen nationalen Schuhen steckt, hört man im Kapitol in Washington nicht.

Schließlich sind alle Parlamente der europäischen Großmächte prächtiger eingerichtet, wie die beiden Häuser des amerikanischen Kongresses.

Ich habe die gewerbsmäßigen Politiker in den Vereinigten Staaten in zwei Klassen geteilt. Der Vertreter des unreinen Typ, also der zweiten Klasse, ist trotz seines unverfrorenen Auftretens das abhängigste Geschöpf unter

der Sonne. Er muß, will er an der Staatskrippe oder im Kongreß bleiben, auf jede eigene Meinung verzichten; seine Parteibosse treiben ihn mit zwingender Kraft in die Richtung, in der sie ihn haben wollen. Lehnt er sich auf, hat er ausgespielt. Der Weg zur Nomination — Aufstellung — führt durchs laudinische Joch, das Komitee verweigert dem gesinnungstreuen „Rebellen“ die Kandidatur, und dem Volke wird ein gefälliges, käufliches und rückgratloses Geschöpf aufgezwungen. Abgeordnete mit nationaler Reputation und diejenigen, die ihre Wählerschaft geschlossen hinter sich haben und maßgebenden Einfluß in der Partei besitzen, stehen auf einem anderen Boden. Sie selbst bilden die Komitees, die dann von ihnen abhängig sind.

Die höchsten Beamten, selbst der Präsident und die Minister, sollen sich der Parteimaschine unterordnen. Die Bonzen der republikanischen Partei hatten unter Mc Kinley eine goldene Zeit. Das schließt aber nicht aus, daß dieser sich besonders um die breiten Arbeiterklassen große Verdienste erworben hat. Denn durch geschickten Zusatz der Schutzollgesetze — Mc Kinley-Tarif — hat er es verstanden, die Löhne ungemein zu erhöhen. Das machte ihn sehr populär und führte seine zweimalige Wahl herbei. „Prosperity“ war seine Wahlparole. Die Allmacht der Bosse hörte unter Mc Kinleys Nachfolger, Roosevelt, auf.

Dieser war von jeher allen Beutesuchern ein Dorn im Auge; er war seit Abraham Lincoln der einzige im öffentlichen Leben stehende Amerikaner, der sich ausschließlich auf das Volk stützte. Sein erstes Auftreten als commissioner of police in Groß-New York — der höchste administrative Beamte der Polizei, dem alles, auch der chief of police, untergeordnet ist — erregte Staunen und — Furcht. Mit eisernem Besen fegte er die himmelschreiende Korruption aus der Polizei, jagte ihren allmächtigen, millionenschweren, gefürchteten Chef aus seinem Amte und räumte mit allen zweifelhaften Elementen auf.

Die republikanische Maschine und das demokratische Tammany Hall waren starr. Als Gouverneur des Staates New York führte er über die Köpfe der Bosse hinweg die einschneidendsten Reformen ein. Dieser Mann war unheimlich unabhängig. Und dann kam er im Jahre 1899 mit dem Glorienschein des tapferen und tüchtigen Offiziers aus dem spanischen Kriege, als Führer der populärsten Truppe, der Rough riders. Jetzt war er in aller Munde, überall geliebt und geachtet, der kommende Mann!

Diesem unerträglichen Zustande mußte ein Ende, dem gefährlichen, allbeliebten Volksmann der Garaus gemacht werden. Dazu fand sich bald ein Mittel. Schon ein Jahr später bei der Nomination des Vizepräsidenten in der zweiten Wahlkampagne Mc Kinleys. Dieses undankbare Amt mußte ihm aufgezwungen werden. Der Vizepräsident der Vereinigten Staaten ist der einflußloseste höhere Posten, den die Republik zu vergeben hat, eine Null, eine quantité négligeable, die in der Praxis hinter jedem Minister, jedem Senator und Abgeordneten und hinter allen Parteibossen rangiert.

Jetzt zeigte sich die ununterdrückbare Macht der Maschine, es gelang ihr unter der Drohung, den vortrefflichen Mann ein für allemal politisch tot zu machen, Roosevelt zur Annahme der ominösen Kandidatur zu zwingen. Diese Macht der Maschine liegt in der Aufstellung der Kandidaten, wobei das amerikanische Volk absolut nichts mitzureden hat. Des deutschen Wählers Meinung dagegen fällt bei dem Aufstellen der Kandidaten ins Gewicht. Mc Kinley und sein „Schatten“, sein „Vertreter“ Roosevelt, wurden im November 1900 mit großer Mehrheit gewählt. Jetzt schmunzelte man selbstzufrieden im republikanischen Hauptquartier — im Gefühle des Sieges und der sicheren Beute. Der unheimlich ehrenhafte und befähigte Mann war kaltgestellt — für vier Jahre zur Untätigkeit verdammt; bis zum Ende seiner „Term“ war er in Vergessenheit geraten — dann würde man weiter sehen.

Aber es kam anders! Das Schicksal wollte einen anderen Ausgang. Es erfolgte der schwerste Schlag, der die Maschine der republikanischen Partei je getroffen hat. Im September 1901, ein halbes Jahr nach seinem Amtsantritt, fiel William Mc Kinley in Buffalo einem Meuchelmörder, dem Böhmen Colgosh, zum Opfer. Roosevelt war Präsident, Oberhaupt der Republik, der „chef executive“. Das amerikanische Volk, durch die unmittelbar nach der zweiten Wahl Mc Kinleys einsetzende, unverschleierte Ausplünderungspolitik angewidert, jubelte seinem Liebling zu, die Bosse erstarren.

Was nun folgte, gehört der Geschichte an, ist öffentliches Gemeingut. Seinem energischen Feldzuge gegen die Trusts war kein voller Sieg beschieden, er brachte aber viel gutes — besonders für die Zukunft —, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf — erregte des Volkes Mißtrauen gegen — die großen Räuber und zwang diese, einzulenkten. Der Bau des Panamakanals, d. h. seine energische Durchführung ist sein Werk. Sein Eintreten für zeitgemäße Tarifreform, sein Angriff gegen die Ungeheuerlichkeit des Hochschutzzolls erregte den Groll der „standpatters“, der fanatischen Hochzöllner.

Der amerikanische Parteiboss schläft nie; langsam, von dem furchtbaren Schlag erholt, begann er sich zu regen. Roosevelts Position mußte allmählich aber sicher geschwächt werden, mit allen denkbaren Mitteln. Dazu sollte ihm des Präsidenten Eigenart, sein übertriebener Ehrgeiz, seine Machtanmaßung zu Hilfe kommen. Endlich gab die Brownsville-Affäre den gewünschten Anlaß, um Roosevelt in den Rücken zu fallen. In Fort Brownsville in Texas hatten drei Kompagnien eines Regiments offen gemeutert, waren bewaffnet nach der benachbarten Stadt gezogen und hatten die schlimmsten Exzesse gegen Leben und Eigentum der Bürger begangen. Roosevelt, um ein Exempel zu statuieren, löste über den Kopf des Kriegesgerichts hinweg, dessen Schneckenang er kannte, summarisch den Truppenteil auf und jagte die Schuldigen

aus der Armee. Darob großes Geschrei der Parteibosse über willkürliche Anmaßung von Rechten, Beleidigung des Kriegsgerichts — ja, der Ruf ertönte: Verfassungsbruch. Der Anwurf verfehlte seine Wirkung im Volke, man mußte einen andern finden. Der Präsident gab selbst dazu die Veranlassung, er ging zu weit. Die Legislative des Staates Kalifornien hatte das schon in einem anderen Kapitel dieses Buches erwähnte Verbot gegen die Schulbeteiligung der Japaner erlassen. Roosevelt, wohl um ihm damals unbecome internationale Verwicklungen zu vermeiden, mischte sich hinein — zugunsten Japans. Ein gewaltiger Protest erschallte aus allen Teilen der Union gegen die Usurpation des Präsidenten, ein Protest, der klar bekundete, wie scharf das amerikanische Volk auf sein Recht pocht, und wie entschieden vor allem jeder Staat die Einmischung der Bundesregierung in seine eigenen Angelegenheiten zurückweist. Darauf schwenkte der Präsident, ganz gegen seine Gewohnheit, zu schnell ein, und ließ durch seinen Sekretär des Innern, Elihu Root, dem japanischen Botschafter erklären, seine Machtbefugnisse gingen nicht bis in die inneren Verhältnisse des Staates Kalifornien. — Ein viel zu schnelles Einlenken. Roosevelt hatte schlecht abgesehen. Doch ließ er sich auch fernerhin keine Gelegenheit entgehen, seinen Anspruch auf Machtfülle zu bekunden, seine Privilegien zu überschreiten — sein Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe. Die erste Folge war das Abschwanken einiger großen Zeitungen aus seinem Lager. Ein Blatt bemerkte: Wo steuern wir hin? Zur Monarchie? Der Washingtoner Korrespondent einer großen westlichen Zeitung suchte in folgenden Worten Stimmung gegen den Usurpator zu machen: „Zweifelhafte Anzeichen deuten darauf hin, daß demnächst im Kongreß eine starke Gegnerschaft gegen die Gewaltanmaßungen des Präsidenten zutage treten wird. Viele Abgeordnete sind der Meinung, es sei die höchste Zeit, diesem gefährlichen Treiben nach Absolutismus Halt zu gebieten.“

Auch der nie versagende amerikanische Humor trat in

die Erscheinung. In „Wallstreet“, dem Geschäfts- und Finanzzentrum Amerikas wurde das Wort laut: Theodore the Meddler.

Doch die große Masse des amerikanischen Volkes hielt treu zu Roosevelt. Denn wenn der Amerikaner auch, wie gesagt, eifersüchtig über die Rechte seines eigenen Staates wacht — also der Illinoiser über die des Staates Illinois und der Ohiomian über die von Ohio —, so stand er in seinem Innern doch den selbstherrlichen Neigungen des Präsidenten durchaus nicht unsympatisch gegenüber, denn sie entsprechen seinem eigensten Wesen, seinem Gefühl der Unabhängigkeit und Selbständigkeit. So erklärt es sich, daß damals eine starke Strömung im Volke zutage trat, aus eigener Entschließung dem Präsidenten — besonders in äußeren Angelegenheiten, größere Machtbefugnisse zu gewähren. Die Ansicht gewann an Raum, daß die Haltung der Republik in kritischer Zeit einer mächtigen Nation gegenüber von einem Willen bestimmt werden müsse. Die heillose Vielregierung bei Ausbruch des spanischen Krieges, die an anderer Stelle dieses Buches geschildert wurde, war noch in aller Gedächtnis und konnte nur einem so schwachen Feinde wie Spanien gegenüber, ohne ernstlichen Schaden für die Republik ihr Unwesen treiben.

Mit ungekannter Mehrheit war Roosevelt im Jahre 1904 von neuem zum Präsidenten erkoren worden, d. h. zum ersten Male gewählt, da er seinen ersten Termin als gesetzlicher Nachfolger des ermordeten Mc Kinley angetreten hatte. Eine starke Strömung, ihn zum dritten Male mit der höchsten Würde des Landes bekleidet zu sehen, machte sich überall geltend. Seine ersten Ablehnungen konnten dieser Bewegung keinen Halt gebieten, sie nur verstärken. Es bildeten sich Gesellschaften, die das ganze Land mit Flugblättern überschwemmt, die Roosevelts Kandidatur forderten. Die bedeutendste dieser Gesellschaften war The Roosevelt Third term association, die in Chicago ihren Sitz hatte. Ueberall ertönte der Ruf: More Roosevelt!

Keine Agitation aber, selbst die stürmische Forderung der überwiegenden Mehrheit des amerikanischen Volkes nicht, konnte Roosevelt in seiner Absicht, auf eine dritte Wahl zu verzichten, wankend machen. Er stützte seinen Entschluß auf die seit George Washington bestehende geheiligte Tradition, die eine dritte Amtszeit ablehnte. Der größte Amerikaner, der Gründer der Republik, der Vater des Vaterlandes hatte diese höchste Würde zum dritten Male von sich gewiesen, „weil zwölf Jahre persönlicher Herrschaft den jungen Freistaat leicht in die Hand eines ehrgeizigen Usurpators und folglich in Gefahr bringen könne.“ Man vergesse nicht, daß in jener Zeit, kurz nach Abschüttelung der britischen Herrschaft, das monarchische Element noch stark im Lande vertreten war.

Als populärster Mann in den Vereinigten Staaten, ohne Fehl und Makel, einer der wenigen Präsidenten mit reiner Weste, so verließ Theodore Roosevelt am 1. März 1909 das Weiße Haus in Washington.

Aber auch nach seinem Abschiede von dem mit so viel Erfolg bekleideten hohen Amte, nach der Rückkehr ins Privatleben, trieb ihn sein Pflichtgefühl und seine Ambition, auf die Geschicke seines Landes und Volkes entscheidenden Einfluß auszuüben. Seine hohe Selbsteinschätzung sowohl wie die Unterschätzung oder falsche Beurteilung seines Nachfolgers täuschten ihn. Diesen, seinen früheren Kriegsssekretär Taft, dessen Nomination Roosevelts Werk war, glaubte er ganz in der Hand zu haben; und allgemein hielt man Taft für den Strohmann des Expräsidenten. Weit entfernt! Taft ist nicht annähernd die Kampfnatur wie sein Vorgänger, will nichts von einem aufreibenden Feldzuge gegen die allmächtigen Trusts wissen und fand sich schnell mit den republikanischen Parteibossen ab. Er sandte Gemeinplätze als Botschaften an den Kongreß; er schlug „Bills“ vor, die ungemein volksfreundlich ausschauten, von denen er aber selbst bestimmt wußte, daß sie keine Aussicht auf Annahme hatten; dann die immensen Forderungen für Verstärkung des stehenden Heeres und ganz

kürzlich die sehr populäre Vorlage, die den Veteranen aus dem mexikanischen und Bürgerkriege 45 000 000 Dollar jährlich zur Erhöhung der Pensionen verspricht. Die Forderung für die Befestigung des Panamakanals, eine Erbschaft Roosevelts, wird passieren. So wird er weiter wursteln, sich unter keinen Umständen mächtige Feinde machen, und nach seinen vier Jahren, ohne viel geschadet oder genützt zu haben, sang- und klanglos das Weiße Haus verlassen.

Seiner ganzen Veranlagung und den mit über den Ozean gebrachten heimischen Anschauungen gemäß, kümmert sich der Deutsche — ich meine natürlich den in Deutschland Geborenen — wenig um die große, aber um so mehr um die lokale Politik. Das ist im Sinne des deutschen Einflusses auf nationale Angelegenheiten zu bedauern. Indessen sind manche Deutsche in der Union zu hohem, politischem Einfluß gelangt.

Richard Bartholdt ist jetzt zum neunten Male in seinem Missouri-Distrikt in den Kongreß gesandt worden; er hat sich viel um Friedenskongresse gekümmert und in die Friedens-Schalmei gestoßen, ohne indessen erreicht zu haben, daß ein einziges Kulturland seine Sicherheit gefährdet und seine Kriegsmacht um einen einzigen Mann vermindert hätte. Die enormen Forderungen des Bartholdts Partei — der republikanischen — angehörenden Präsidenten Taft für Kriegszwecke beweisen, daß man in Washington von seinen Utopien nichts wissen will. Seine Wählerschaft steht geschlossen hinter ihm.

Der längst verstorbene frühere Gouverneur des Staates Illinois, Peter Altgelt, blutarm nach Amerika gekommen, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle, war einer der furchtlosesten und unabhängigsten Politiker, die die Union je besaßen. Rücksichtslos, wie nur ein ehrenhafter Mann das zu tun imstande ist, klopfte er den gesetzbrechenden Multi-Millionären in Chicago auf die schmutzigen Finger. Eine Million Dollar Bestechung wies

er verächtlich von sich. Die Beutejäger seiner eigenen, der demokratischen Partei, haßten ihn wie den Tod, und so konnte er sich nur einen Termin im Amte halten. Von diesen und republikanischen Spitzbuben wurde er noch im Grabe mit Schmutz beworfen.

Die amerikanische Politik ist ein Riesengeschäft, ein gigantischer Handel, in deren Milieu der, welcher die Interessen der großen Korporationen, also des Großkapitals, wirksam vertritt, sich am längsten aufrechterhält.

— — — — —

In dem vorliegenden Buche habe ich versucht, alle für den deutschen Einwanderer in Betracht kommenden Seiten des amerikanischen Lebens, vom rein praktischen Standpunkte aus gesehen, dem Leser vor Augen zu führen.

„Was ich in Amerika fand“ soll auch für den ehemaligen deutschen Offizier, der die Gestade der Vereinigten Staaten aufsucht, ein Leitfadens sein, der ihn in die inneren, intimen Verhältnisse einführt, deren Wesen weder von den Amerika behandelnden Büchern und Zeitungsartikeln, noch von der Statistik geschildert worden ist.

Für solche, die auf Empfehlungen hin lukrative Stellungen erhalten — Fälle, die sich mehren — und für die Herren, die vom Herrn Papa oder der Frau Mama oder sonstwoher regelmäßige Unterstützungen empfangen, hat mein Buch nur akademischen Wert. Diese verlassen sich nach wie vor auf andere, bleiben abhängig, lernen die Arbeit und die Vereinigten Staaten nicht kennen, und die ganze Amerikafahrt hat ihren Zweck verfehlt.

Trotz vielen Schattenseiten, trotz mannigfachen Auswüchsen und Mißständen, die bei einem verhältnismäßig jungen und innerlich noch unreifen, aber urkräftigen, übersprudelnden, sich mächtig entfaltenden, gewaltigen Gemeinwesen nicht zu vermeiden sind, trotz alledem und

allem bleibt Amerika in absehbarer Zeit unter allen Gebieten der Erde das, welches dem Ansiedler in Stadt und Land die günstigsten Aussichten bietet.

Doch ferne sei es von mir, an dem guten alten, immer wahren deutschen Spruche rütteln zu wollen:
„Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

Ende.

Verlag von Karl Siegmund in Berlin SW. 11.

Als Arbeiter in Amerika

Unter deutsch-amerikanischen Großstadt-Proletariern

von

Alfred Kolb, Regierungsrat

5. durchgesehene Auflage; 146 Seiten gr. 8°. Preis 3 M. geb. 4 M.

Aus der großen Menge langer Leit- und feuilleton-Artikel, sowie Besprechungen der gesamten Presse nur einige Auszüge:

Frankfurter Zeitung: Ein interessantes Buch ist in der letzten Woche erschienen. Ein leibhaftiger preussischer Verwaltungsbeamter, der sich zu Studiengründen über ein Jahr in Amerika aufhielt, ist dort infognito Industriearbeiter gewesen und schildert nun seine Erlebnisse und Erfahrungen. . . . Das Ganze hat eine literarische Note und ist eine äußerst anregende Lektüre. Wichtiger als dies ist aber der Umstand, daß der Verfasser zu sehen versteht und seine Beobachtungen ungeschönt darlegt. . . . Es ist ein schönes Buch und ehrenvoll für den Verfasser . . .

Rölnische Zeitung: Im Verlage Karl Siegmund in Berlin ist ein interessantes Buch erschienen, das von sich reden machen wird . . .



Münchener Neueste Nachrichten: . . . Das Buch Kolbs ist schon um seiner Tendenz und deren Wandels willen äußerst interessant. Es wird dann aber — als literarische Arbeit angesehen — zu einer höchst wertvollen Monographie über die Lebenswege der ungelerten deutsch-amerikanischen Arbeiter und es erhebt sich in der Ueberlegenheit der Weltanschauung, der Bildung und des Stiles des Verfassers weit über zahlreiche ähnliche Publikationen . . .

Berliner Tageblatt: . . . Ein Hauptvorzug der Kolbschen Darstellung ist ihre Frische und Ehrlichkeit. Der Verfasser scheut sich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, auch vor Derbheiten schreckt er nicht zurück. Er geht überhaupt den Problemen munter und resolut auf den Leib . . .

Tägliche Rundschau: Dieser Tage ist ein Buch erschienen, das von Hand zu Hand zu gehen verdient. . . . Ein wunderbar persönliches Buch ist es; ein Bekenntnisbuch eines Deutschen für Deutsche. . . .

Basler Nachrichten: . . . Der preussische Regierungsrat hat in der Tat tiefe Blicke hinter die Kulissen getan und versteht sich zugleich auf die Kunst, das Erlebte und Betrachtete fesselnd zu erzählen.

New Yorker Staats-Zeitung: Es spricht eine ganz eigene Persönlichkeit aus dem Verfasser . . . Wer das anspruchslos geschriebene Buch, das nur das eine Ziel kennt, persönliche Erlebnisse und Erfahrungen an der Hand eines unter den schwierigsten Umständen geführten Tagebuchs darzustellen, aufmerksam durchliest, wird sich eines starken Eindrucks nicht erwehren können. . . .

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen 

Verlag von Karl Siegismund in Berlin SW. 11.

Amerikanische Bilder

Eindrücke eines Deutschen in Nordamerika

von

J. Hoffmann

ehem. Redakteur des „Westfälischen Merkur“, Mitarbeiter der „Kreuzzeitung“ und Redakteur des „Pittsburger Beobachter“



∴ ∴ 106 Seiten 8° ∴ ∴

Elegant broschiert Preis Mark 1,20

**Im Auszug folgen einige der vorliegenden
zahlreichen Besprechungen:**

Leipziger Zeitung: . . . zunächst für diejenigen bestimmt, die auf kürzere oder längere Zeit nach Amerika zu gehen beabsichtigen, ist das Buch auch allen denen zur Lektüre zu empfehlen, die überhaupt ein Interesse an der neuen Welt haben. Wegen seines unterhaltenden und zugleich belehrenden Inhalts und wegen seines einfachen, knappen Stiles kann das Buch auch Eisenbahnreisenden empfohlen werden.

Allgemeine Zeitung-München: . . . Hoffmann vermochte vielfache Beobachtungen zu sammeln, und so gibt er uns in dieser Schrift eine farbenreiche Schilderung amerikanischen Lebens und wertvolle Fingerzeige für die Ausichten der verschiedensten Berufe in der neuen Welt.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen** 

Verlag von Karl Siegismund in Berlin SW. 11.

Auf Urlaub in Amerika

von

Georg Schweizer

192 Seiten 8°.

Preis Mark 2.—

Der Verfasser schildert die Eindrücke seiner Reise, die ihn im Jahre 1893 zur Ausstellung nach Chicago geführt hat und welche er bis Californien, Arizona, Mexiko und Texas ausdehnte.

„Bunt, wie die Reiseroute ist, gleicht die Erzählung einem Wandelbilde, welches vor erstaunten und verwunderten Augen abgerollt wird, und fesselt den Leser fast wie eine Aktion, während bald fröhlicher Humor zwischen den Zeilen blizt, bald ernstere Betrachtung fesselt.“
„Die Post.“

„Schweizer weiß gut zu beobachten und gefällig zu schildern.“
„Vossische Zeitung.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

... THE LAST DATE

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW

SENT ON ILL

APR 15 2003

U. C. BERKELEY

YC 27887

227878

E168

.B2

